

Bericht über die Aktion

Ferien vom Krieg

im Sommer 2007



Frauen aus Israel und Palästina bei „Friedensverhandlungen“

Komitee für Grundrechte und Demokratie

IMPRESSUM

Herausgeber und Bestelladresse:

Komitee für Grundrechte und Demokratie e.V.
Aquinostr. 7-11, 50670 Köln

Bestellungen nur gegen Vorkasse:

Einzelexemplar: 5,- Euro

5 Exemplare: 15,- Euro

10 Exemplare: 25,- Euro

Set mit dieser und vier weiteren Broschüren der Vorjahre: 15,- Euro

Die Broschüren der Aktion „Ferien vom Krieg“,
eine DVD mit Filmausschnitten sowie Bildtafeln sind zu bestellen bei:
Helga Dieter, Tel. 069-7892525 (AB), Fax 069-78803666,
mail: ubihedi@t-online.de
www.ferien-vom-krieg.de

Spendenkonto: Komitee für Grundrechte und Demokratie
Kto.-Nr. 8013055 bei Volksbank Odenwald, BLZ 508 635 13
(Bitte Ihre Adresse unter Verwendungszweck eintragen)

Erste Auflage: März 2008; 9.000 Exemplare

Titelfoto: Petra Schöning; weitere Fotos: privat/Komitee

Redaktion und v.i.S.d.P.:

Helga Dieter, Wilfriede Dieter, Brigitte Klaß, Martin Singe

ISBN: 978-3-88906-126-3

Druck: hbo-druck, Einhausen

Ferien vom Krieg

Sommer 2007

Komitee für Grundrechte und Demokratie

INHALT:

Einleitung und Danksagungen (Helga Dieter)	9
Die vier Freizeiten für Jugendliche aus Bosnien, Kroatien und Serbien in Neum: Bericht: Brigitte Klaß; Interviews von Ana Mijic und Brigitte Klaß mit Teilnehmenden	20
Der Friedensappell für Kinder aus Krisen- und Kriegsgebieten: Rückblick (Helga Dieter) und Workshop-Bericht (Ana Mijic)	35
Das Dreiländereck Mazedonien, Kosovo und Südserbien gilt noch immer als Pulverfass (Rückblick: Helga Dieter)	41
Bericht zu der Freizeit aus dem Dreiländereck: Südserbien, Kosovo, Mazedonien (Ellen Glissmann)	43
Die Freizeit mit Jugendlichen aus Kosova/o in Montenegro (Nazrie Sharku)	45
Israel und Palästina / Rückblick: Helga Dieter	48
Ferienspiele in Nablus (Future Generation Hands Association)	49
Erstes israelisch-palästinensisches Frauenseminar Berichte von Brigitte Klass, Keren Assaf, Wilfriede Dieter, Petra Schöning und Gili Pliskin	53

Zweites israelisch-palästinensische Seminar (gemischte Gruppe) Berichte von Chen, Liron, Moataz und Moran	66
Drittes israelisch-palästinensische Seminar (gemischte Gruppe) Berichte von Mohammed, Oraib und Shadi	69
Shiatsu-Massagen bei Seminaren: Henriette Rodriguez	72
„Friedensverhandlungen“ bei den Gruppen aus Israel und Palästina Bericht von Helga Dieter	73
Pressekonferenz bei der dritten Begegnung in Walberberg Protokolle von Rüdiger Pusch, Khalil Toama, Angelika Vetter	77
Erstes und zweites Nachtreffen in Israel/Palästina Berichte von Mohammed und Angelika Vetter	86

Helga Dieter

Dank an die Spenderinnen und Spender sowie an die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

Seit 14 Jahren wird die Aktion „Ferien vom Krieg“ ausschließlich durch private Zuwendungen und ehrenamtliche Arbeit getragen. Das Fundament des Projektes „Ferien vom Krieg“ waren im Sommer 2007 die 1.572 SpenderInnen, wovon über die Hälfte schon seit mehreren Jahren zum Unterstützerkreis gehört, einige schon von Beginn an – also seit vierzehn Jahren! Eigentlich sind es viel mehr Menschen, die das Projekt fördern, weil etwa 20% des Geldes aus Sammlungen stammt. Wie im Spendenaufruf 2008 ausgeführt wird, ist die Summe der Zuwendungen in den letzten Jahren etwa gleich geblieben (350.000,- – 390.000,- EUR). Zwar ist die Zahl der SpenderInnen etwas zurückgegangen, aber die einzelnen Beiträge sind oft höher ausgefallen. 1.005 unserer UnterstützerInnen haben im Jahr 2007 bis zu einer „Patenschaft“ von 130,- EUR gespendet, 535 bis zu 1000,- EUR und 32 über 1000,- EUR. Die höchsten Beträge wurden auf den Konten der Evangelischen Cyriakusgemeinde in Frankfurt und der katholischen St. Antoniusgemeinde in Limburg gesammelt. Je 5.000,- EUR überwiesen die Sebastian-Cobler-Stiftung aus Frankfurt und eine Familie aus Hamburg. Fast ebensoviel brachte wieder die Reformschule in Kassel zusammen, die seit 1999 unser Projekt durch viele Aktivitäten unterstützt. Auch die fünften Klassen der IGS Nordend in Frankfurt/M. brachten durch einen Sponsorenlauf einen hohen Betrag „auf die Beine“. Die in den USA bekannte Journalistin Katha Pollitt ruft seit vielen Jahren in ihrer Kolumne in dem kritischen Magazin „the nation“ zu Spenden auf, weshalb auch im Sommer 2007 wieder über 100 Spenden aus den USA kamen, und es auch eine englische Website gibt.

Manchmal hören wir ganz zufällig von Benefizveranstaltungen, meist erfahren wir es durch die Organisatoren. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit möchten wir uns für die aktive Unterstützung bedanken:

- Bei vielen Sommerfesten oder „runden“ Geburtstagen haben unsere UnterstützerInnen auf Geschenke verzichtet und um einen Beitrag für die



Mirjam flötet in der Adventszeit für eine Ferienpatenschaft

Ferien vom Krieg“ gebeten. Eine großzügige Spenderin hat auch noch einen Gutschein für eine Ferienpatenschaft zum Geburtstag verschenkt, was wir gern zur Nachahmung empfehlen.

- Wir sprechen den trauernden Familien und Freunden verstorbener Spender und Unterstützerinnen unser Mitgefühl aus. Wir danken ihnen, dass sie im Sinne der Verstorbenen bei der Traueranzeige um Spenden für die „Ferien vom Krieg“ gebeten haben, und damit an einer friedlichen Zukunft mitwirken wollen.

- Viele Friedensinitiativen fordern bei uns Plakate und Broschüren für Info-Stände an, wo sie über das Projekt informieren und Geld sammeln. Stellvertretend genannt sei die „Friedensinitiative Rissen“, die unser frie-

denspolitisches Projekt seit 1996 unterstützt.

- Schon seit vielen Jahren servieren Kinder im „Café Sahnehäubchen“ in Karben allerlei Leckereien, um den Erlös zu spenden. Sie werden tatkräftig von Frau Monika Hofmann aus Karben unterstützt, die seit Jahren in Schulen und Vereinen von dem Projekt berichtet.
- Benefizkonzerte gab es bei der Friedensinitiative Vaihingen, einen Abend mit Schumann-Liedern in Hofheim/Ts., ein Gospelkonzert in Bad Nauheim und – wie seit vielen Jahren – einen Jazz-Abend bei der Friedenskooperative in Laubach.
- Der Erlös der Theatertage des Jugendamtes Südliche Weinstraße in Landau ging an unser Projekt.
- Die Ausstellung „Ferien vom Krieg“, die vom „Friedensplenum Lübeck“ produziert wurde, wanderte durch verschiedene Städte in Norddeutschland, in Kiel endete sie mit einem Benefizkonzert der Gruppe „Balkan Soul“.
- In Wiesloch verkauften drei Künstler ihre Werke im Atelier Stoebe zugunsten von Ferienpatenschaften.
- Das siegreiche internationale Team beim „Europa-Quiz“ der Bundeszentrale für politische Bildung gab den Gewinn an die „Ferien vom Krieg“.
- Eine Shiatsu-Mitarbeiterin stellte das Projekt beim Jugendkongress in einer Münchener Waldorfschule vor. Die beiden Jugendlichen, die sie dazu aus Bosnien eingeladen hatte, erhielten keine Einreisegenehmigung!

Vielen Briefen mit Schecks oder den Überweisungsabschnitten liegen Grüße auf liebevoll ausgewählten Postkarten mit persönlichen Bemerkungen bei, wie wichtig das Projekt sei, dass auch hier viele Menschen daraus Hoffnungen schöpfen usw. Diese guten Wünsche sind uns sehr wichtig und motivieren dazu, weiterzuarbeiten, denn natürlich „hängen wir oft durch“ und zweifeln angesichts der fortdauernden Gewaltexzesse am Sinn unserer Arbeit. Wir bitten um Verständnis dafür, dass wir die Briefe meist nicht beantworten, denn der Arbeitsaufwand des Projekts ist für Ehrenamtliche kaum zu bewältigen. Deshalb bitten wir auch um Nachsicht, wenn einmal etwas schief läuft, z.B. beim Versand der Materialien oder dem Ausstellen der Spendenquittungen.



Eine der fünften Klassen der IGS Nordend nach dem Sponsorenlauf

Einige Unterstützerinnen haben uns geschrieben, wie wichtig ihnen das Projekt und die Lektüre der Broschüre ist, dass sie aber aus finanziellen Gründen nicht mehr spenden könnten und deshalb aus der Kartei gestrichen werden wollten. („Genau das ist es, was das Altern schwer macht: Etwas nicht weiter unterstützen zu können, was einem wichtig ist“, schrieb eine Spenderin). Natürlich senden wir allen Interessierten unsere Informationen gerne weiterhin zu.

Immer wieder wollen UnterstützerInnen mehr tun, als „nur“ Geld zu spenden. Da alle unsere Gruppen gemeinsam in Jugendherbergen bzw. Hotels wohnen, sie ihre BetreuerInnen aus den Partnerorganisationen mitbringen, es nach dem Zusammenbruch unseres Kleinbusses auch keine Transporte von Freizeitmaterialien mehr gibt, ist eine Mitarbeit sehr

schwierig, es sei denn, jemand spricht eine der jeweiligen Sprachen. ÜbersetzerInnen, die zwei Wochen ehrenamtlich arbeiten, gibt es leider kaum.

Die größte Hilfe ist es für uns, wenn Sie für das Projekt neue SpenderInnen werben, denn es bleibt jedes Jahr bis zuletzt eine Zitterpartie, ob wir genug Geld erhalten. Die Verträge mit den Unterkünften, die Buchung der Flüge, die Einladungen an die Partnerorganisationen usw. erfolgen lange bevor sie finanziell abgesichert sind. Das ist manchmal nervenaufreibend.

Wer aber in Frankfurt wohnt und manchmal Zeit hat für Verwaltungsarbeiten, wäre zur Unterstützung sehr willkommen.

Die andere Säule der Aktion „Ferien vom Krieg“ ist das Engagement vieler Menschen bei der ehrenamtlichen Mitarbeit – allen voran Hiltrud Gass, die das ganze Jahr über alle Einnahmen verbucht und die Kartei auf dem Laufenden hält. Das Projekt wäre nicht denkbar ohne die 45 BetreuerInnen aus unseren langjährigen Partnerorganisationen im ehemaligen Jugoslawien. Sie erhalten ein Taschengeld von 100,- EUR für zwei Wochen anstrengende Arbeit – quasi „rund-um-die-Uhr“. Bei den israelisch-deutschen Seminaren arbeiten ca. 25 „Facilitator“ und Übersetzerinnen mit, die von uns für die zwei Wochen ein kleines Honorar von 300,- EUR erhalten. Diese MitarbeiterInnen sind nicht nur pädagogisch für die ihnen anvertraute Gruppe verantwortlich, sondern vor allem auch für die inhaltliche Seite der Seminararbeit und bei Konflikten für die Mediation.

Ihnen allen sei herzlich gedankt.

Hinzu kommt ein erfahrenes Team von MitarbeiterInnen aus Deutschland, das sind meist junge Leute, die die jeweilige Landessprache sprechen können. Sie dolmetschen für die Koordinatoren des Komitees, übersetzen Briefe an die Spender und bieten oft auch Workshops an.

Seit zehn Jahren sind bei fast allen Gruppen auch ehrenamtliche Shiatsu-PraktikerInnen, die mit ihren heilenden Händen viele Spannungen und Verkrampfungen auflösen können. Oft haben sie auch medizinische Grundkenntnisse. Ihre Hilfe war schon in vielen Situationen von unschätzbarem Wert. Unser besonderer Dank gilt Helga Krimphove, die ihre KollegInnen Jahr für Jahr motiviert und den Einsatz koordiniert.



Einige BetreuerInnen bei der Vorbereitung in Tuzla

MitarbeiterInnen bei den Freizeiten mit Jugendlichen aus Bosnien, Kroatien und Serbien in Neum/Bosnien:

Elvir Becic, Emina Beganovic, Alma Dzinic-Trutovic, Hiltrud Gass, Mirjana Jankovic, Brigitte Klaß, Helga Krimphove, Ana Mijic, Ilona Obergfell, Nina Rudolph, Jakob Steixner, Sonja Tesch, Namik Trutovic, Edgar Weick, Zlata Veselinovic.

Shiatsu-PraktikerInnen: Anne Behrens, Tamara Citovic, Carolin Glück, Ansgar Helmer, Claudia Misiak, Gabriele Rzepka von Renteln, Margret Schmidt.

Vorbereitung und Durchführung der Freizeit mit Jugendlichen aus Kosovo, Mazedonien und Südserbien: Ellen Glissmann.

Vorbereitung der Freizeit mit Jugendlichen aus Kosovo: Albert Scherr, Claudia Winker (amica e.V.).

MitarbeiterInnen bei den israelisch-palästinensischen Gruppen in Wiesbaden und Walberberg:

Helga Dieter, Wilfriede Dieter, Rüdiger Pusch, Petra Schöning, Juana Shama, Khalil Toama, Angelika Vetter.

Warming-up (Kennenlern-Spaß am ersten Tag): Lulu Faber, Markus Fülle-
mann, Gudrun Libnau, Armin Nufer, Jenny Patschovsky, Benni Pat-
schovsky, Christine Rupp-Kuhl.

Shiatsu-Praktikerinnen: Henriette Rodriguez, Gabriele Violet.

Mitunter geben uns arabische, hebräische oder auch kyrillische Schrift-
stücke Rätsel auf. Es ist schwer zu entscheiden, ob sich die Mühe der
Übersetzung bei einigen Berichten oder Interviews lohnt. Was wir in der
Broschüre veröffentlichen und was nicht, können wir erst entscheiden,
wenn wir den Text verstehen.

Mit Übersetzungen der Berichte für diese Broschüre, für die Website
oder zur Information unserer SpenderInnen aus den USA, haben zur Doku-
mentation unserer Arbeit beigetragen:

Englisch: Helga Dieter, Jerry Howett, Bernd Leineweber, Hartmut Raffel,
Daniel Wolf, Lena und Robert Mason.

Hebräisch: Amichai Dreifuss, Khalil Toama.

Arabisch: Khalil Toama, Ahmed Albaba, Naser Abuhilu.

Bosnisch-Kroatisch-Serbisch: Mirna Tardy, Jelena-Nina Jovanovic, Ana
Mijic, Jakob Steixner, Emina Beganovic.

Wenn man am Computer Zitate aus dem Originaldokument kopiert,
kann es passieren, dass plötzlich alles rechtsbündig ist, die Markierfunktion
nur noch von rechts nach links funktioniert usw. Das bedeutet, der deutsche
Text ist in die hebräische oder arabische Formatierung geraten. Wie bei
vielen anderen PC-Problemen müssen dann unsere Computer-Spezialisten
helfen. Vielen Dank an Denis Uber, Eberhard Hoffmann, Paul Hirsch und
Uwe Bruens.

Sachspenden haben uns wieder geholfen, viel Geld für Materialien zu
sparen. Dafür danken wir: Büromaterial von der Fa. SIÖDAM, Spiele und
Puzzles von der Fa. Ravensburger, Malfarben von der Fa. Malibu,

Schwimmflügel von der Fa. Friedola sowie PCs für die Freizeiten in Neum und Laptops für die Gruppen aus Israel und Palästina von der Kreditanstalt für Wiederaufbau.

Vielen Dank noch einmal allen, die durch ihre Spenden das Projekt „Ferien vom Krieg“ ermöglicht haben, und denjenigen, die durch ihre ehrenamtliche Arbeit geholfen haben, dass wir die Kosten gering halten konnten. Von den 386.500,- EUR Einnahmen des letzten Jahres haben wir für die israelisch-palästinensischen Begegnungen ca. 1.200,- EUR pro Teilnehmer ausgegeben. Zusammen mit den Ferienspielen in Nablus sind das 59% des Budgets. 34% der Einnahmen haben wir für die Freizeiten der Jugendlichen aus Bosnien, Kroatien, Kosovo, Mazedonien und Serbien verbraucht (ca. 340,- EUR pro Teilnehmer). 4% kostete die Werbung und 3% die Verwaltung.

Die ehrenamtlichen deutschen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter stimmen wahrscheinlich mit den meisten Spenderinnen und Spendern der Aktion „Ferien vom Krieg“ überein: Wenn die Menschen aus allen Krisengebieten Gelegenheit zu „Ferien vom Krieg“ hätten, wäre eine friedliche Welt in absehbarer Zeit möglich.



Verleihung des Erich-Mühsam-Preises: Der Stifter Frank-Thomas Gaulin; für die Preisträger Helga Dieter; Sabine Kruse, Vorsitzende der Erich-Mühsam-Gesellschaft (Foto: Rössler)

Helga Dieter

Verleihung des Erich-Mühsam-Preises

Am 4. März 2007 wurde im Buddenbrookhaus in Lübeck der mit 2.500,-EUR dotierte Erich-Mühsam-Preis an das Komitee für Grundrechte und Demokratie verliehen. Der Preis honoriert eine Person oder Organisation, die „sich den politischen und sozialen Herausforderungen der Gegenwart stellt, die Verhältnisse nicht als gegeben hinnimmt, sondern im Sinne einer

lebenswerten Zukunft nach befreienden Alternativen sucht“. Die Erich-Mühsam-Gesellschaft hat das Komitee für Grundrechte und Demokratie, insbesondere wegen der friedenspolitischen Kampagne „Ferien vom Krieg“ ausgewählt.

Theo Christiansen vom geschäftsführenden Vorstand des Komitees stellte dessen menschenrechtliche Arbeit vor: „Sei es in der Friedenspolitik, im Bereich des Demonstrations- und Asylrechts, im gesamten Kontext der Politik der sog. Inneren Sicherheit und der Sozialpolitik, bei der Einführung neuer Technologien in der Humangenetik und Biomedizin, in der Gefangenenhilfe und im Bereich des gesamten Strafrechts oder last but not least in der Debatte um die EU-Verfassung: Die Verletzung und Gefährdung der Grund- und Menschenrechte hat viele Dimensionen.“ Helga Dieter fasste in ihrer Dankrede die Geschichte des Projekts zusammen und erzählte einige Anekdoten über Sprachverwirrungen, Geheimdienste und Bürokratien. In seiner Laudatio würdigte Eckart Spoo die Arbeit des Komitees in der außerparlamentarischen Opposition und dem Kampf um Demokratie und Grundrechte. (Broschüre zur Preisverleihung bei: Erich-Mühsam-Gesellschaft, Buddenbrookhaus, Mengstr. 4, 23552 Lübeck).

Gleichzeitig wurde die Ausstellung „Ferien vom Krieg“ gezeigt, die vor zwei Jahren vom „Friedensplenum Lübeck“ produziert wurde und auch schon in anderen Städten zu sehen war.

Helga Dieter

Einleitung zur Broschüre der Aktion „Ferien vom Krieg“ 2007

Nun liegt die vierzehnte Broschüre zu der Aktion „Ferien vom Krieg“ vor. Wir sind darum bemüht, das Heft immer wieder interessant und abwechslungsreich zu gestalten. Das ist im vierzehnten Jahr nicht einfach, denn natürlich wiederholen sich viele Abläufe und Prozesse. Es gibt wahrscheinlich wenige Publikationen, die einen so unterschiedlichen Leserkreis ansprechen wollen. Der reicht vom Kind bis zu den Großeltern, von der Grundschule bis zum pädagogischen Seminar, von der Kirchengemeinden bis zu den Autonomen, von der lokalen Friedensinitiative bis zu Parteigremien usw. Einige Wiederholungen aus den vergangenen Publikationen sind notwendig, damit auch neue SpenderInnen Einblick in die politischen Zusammenhänge und die Projektentwicklung erhalten.

Niemand von uns hätte gedacht, dass das Projekt „Ferien vom Krieg“ so lange währen würde. Im Sommer 1994 wollten Hanne und Klaus Vack, nach vielen Reisen in die Kriegsgebiete des ehemaligen Jugoslawien, einen Sonnenstrahl zu den Kindern in die dunklen Keller und Eisenbahnwaggons bringen, in denen sie Schutz suchen mussten. Sie sollten für zwei Wochen ihrem Elend entfliehen können. Während 1994 nur eine kleine Gruppe von Kindern ans Meer fuhr, wurden im nächsten Jahr schon 1.500 „Ferienpatenschaften“ gespendet. Kinder aus dem zerstörten Ostslawonien (Vukovar) verbrachten zwei unbesorgte Wochen auf der Insel Hvar. Damals sagte Klaus Vack auf der Heimfahrt einem Fernsehteam über seine Pläne: „5.000 Kinder ist im Moment, aus meiner Stimmung heraus, das Ziel.“

Inzwischen haben ca. 19.000 Kinder und Jugendliche aus dem ehemaligen Jugoslawien und ca. 1.000 Jugendliche und junge Erwachsene aus Israel und Palästina an den Begegnungen teilgenommen.

1995 spitzte sich der Krieg in Bosnien zu – bis zu dem Massaker in Srebrenica, bei dem ca. 8.000 Männer in wenigen Tagen von der bosnisch-serbischen Soldateska ermordet wurden. Über 20.000 Frauen und Kinder wurden aus der UN-Schutzzone nach Tuzla deportiert.

Einen Monat später, im August 1995, vertrieben die Kroaten – ohne Proteste der westlichen Politiker – ihre angestammte, serbische Minderheit in dem blutigen Feldzug „Sturm“ aus ihrem jahrhundertelangen Lebensraum, den Krajinen. (Ihr Recht auf Rückkehr war zunächst eine Vorbedingung für die Aufnahme Kroatiens in die EU, davon spricht aber heute niemand mehr). Zu Srebrenica liegen Untersuchungsberichte aus Frankreich, den Niederlanden und ein „Schuldbekennnis“ der UN vor, die Nebenschauplätze aufklären und die zentralen Fragen vernebeln: Welche Absprachen gab es? Sind die Toten von Srebrenica ein Bauernopfer des UN-Teilungsplans? War Sarajevo als Hauptstadt der Föderation der Preis? War es Kalkül oder Zufall, dass die „ethnische Säuberung“ Kroatiens im Krajina-Feldzug „Sturm“ unbeachtet ablief, während die Weltöffentlichkeit entsetzt auf die bosnisch-serbischen Verbrechen in Srebrenica starrte? Dass Abhörprotokolle und Satellitenaufnahmen der Westmächte existieren, ist unstrittig, doch die liegen für dreißig Jahre unter Verschluss. Der verantwortliche General Mladic wurde bisher – trotz Haftbefehls des UN-Tribunals in Den Haag – nicht gefasst. Ich bin keine Anhängerin von Verschwörungstheorien, aber dass alle westlichen Geheimdienste seit dreizehn Jahren im Dunkeln tappen, scheint doch eher unwahrscheinlich.

Seit 1995 führen jeden Sommer bis zu 2.000 Kinder aus den Kriegsgebieten zu „Ferien vom Krieg“ an die Adria, darunter auch 400 serbische Flüchtlingskinder nach Montenegro. Helga Dieter übernahm die Koordination der Freizeiten, denn Hanne und Klaus Vack waren nach über 100 Reisen in die Kriegsgebiete erschöpft.

Sobald dies jeweils möglich war, haben wir Gruppen aus den verfeindeten Gebieten zu gemeinsamen Freizeiten eingeladen. Das war sehr schwierig und mit einer Unmenge bürokratischer Hürden verbunden. Die Behörden in Sarajevo führten – durch die Fürsprache des damaligen EU-Beauftragten Hans Koschnik – eigens für unsere Gruppen Sammelpässe ein. Das hinderte die kroatischen Grenzsoldaten aber nicht daran, die Busse mit den serbischen oder bosnischen Kindern stundenlang in der Gluthitze an der Grenze stehen zu lassen, einzelnen Kindern oder Betreuern die Einreise zu verwehren oder sich sonstige Schikanen auszudenken.

Wir waren selbst erstaunt über unseren Mut, als drei Jahre nach dem Massaker von Srebrenica tatsächlich eine Gruppe der deportierten Kinder aus Tuzla ans Meer kam – zusammen mit serbischen Kindern, die inzwischen als Flüchtlinge in Srebrenica wohnten. Dies war eine höchst sensible und brisante Konstellation – wahrscheinlich die schwierigste, die wir je gewagt haben. Zwischen den Kindern kam es dann zu keinen Konflikten, sie schienen sich ihrer Friedensmission bewusst zu sein. Die Erwachsenen beschimpften sich jedoch mit Beleidigungen und Schuldzuweisungen. Die größten Provokationen gab es allerdings durch die kroatische Dorfjugend, und zwar sowohl gegen die serbischen als auch die muslimischen Kinder.

Die Begegnungen zwischen Angehörigen der ehemaligen Kriegsparteien wurden allmählich zum Ziel und Schwerpunkt der Aktion „Ferien vom Krieg“, die humanitäre Hilfe für arme Kinder und Flüchtlinge wurde zu einem erwünschten Nebeneffekt.

Der Name unserer Aktion, „Ferien vom Krieg“, erscheint wegen der zeitlichen Distanz zu den Kampfhandlungen manchen MitarbeiterInnen und SpenderInnen für die Freizeiten aus dem ehemaligen Jugoslawien als überholt – während er für die Gruppen aus Israel und Palästina leider noch hoch aktuell ist. Doch so ein „Markenzeichen“ ändert man nicht ohne Not. Viele unserer SpenderInnen haben uns geschrieben, dass sie es sehr begrüßen, dass die Aktion „Ferien vom Krieg“ nicht, wie manche NGOs, von Kriegsschauplatz zu Kriegsschauplatz zieht, sondern weiterhin Freizeiten für die Jugendlichen des ehemaligen Jugoslawien ermöglicht, weil – als Folge des Krieges – die meisten Menschen dort immer noch unter katastrophalen Bedingungen leben.

Im letzten Jahr hat sich die Lage auf den Balkan wieder zugespitzt. Bei den Freizeiten im Sommer waren einige unserer MitarbeiterInnen aus Bosnien und Serbien höchst alarmiert (s.u. Interviews). Hohe Politiker der serbischen Republik in Bosnien drohten in Banja Luka damit, dass bei einer Unabhängigkeit des Kosovo sich auch die „Republik Srpska“ von der muslimisch-kroatischen Föderation in Bosnien abspalten würde. Die Serben im Nord-Kosovo (Mitrovica) überlegen öffentlich, sich dem „Mutterland“ Serbien anzuschließen, und viele Albaner in Mazedonien träumen laut von einem „Großalbanien“. Am Tag, an dem ich diese Zeilen schreibe, haben

die meisten EU-Staaten den neuen Zwergstaat Kosova anerkannt, obwohl er keine Chance hat, UN-Mitglied zu werden, und sein Status völkerrechtlich umstritten ist. Die baskischen, korsischen und andere Separatisten in aller Welt drohen, dem Beispiel des Kosovo folgen zu wollen.

Aus all diesen Gründen werden wir auch im Sommer 2008 wieder Jugendliche aus Bosnien, Kosovo, Kroatien, Mazedonien und Serbien zu friedenspädagogischen Workshops in dem gemeinsamen Urlaub „Ferien vom Krieg“ einladen.

Einige Gruppen der letzten Jahre haben sich nach den Freizeiten wieder getroffen. Intensivere Kontakte sind früher manchmal am Geld gescheitert (Fahrtkosten, Reisepapiere). Deshalb haben wir beschlossen, solche Treffen stärker zu unterstützen, besonders wenn gemeinsame, grenzüberschreitende Projekte geplant sind.

Da die Begegnungen von Gästen aus Palästina und Israel seit dem Sommer 2002 sehr teuer geworden sind, haben wir die Zahl der Jugendlichen aus dem ehemaligen Jugoslawien allmählich verringert.

Im Sommer 2002 haben die Freizeiten mit jungen Leuten aus Israel und Palästina begonnen – und zwar gegen viele gut gemeinte Ratschläge, dass diese Begegnungen unweigerlich zu tätlichen Auseinandersetzungen führen würden. Inzwischen sind ca. 1.000 junge Menschen aus Israel und Palästina nach Deutschland gekommen, um hier erstmals ihre „vermeintlichen Feinde“ zu treffen, die manchmal nur wenige Kilometer entfernt leben, aber durch die politische Situation unerreichbar bleiben. Auch im Sommer 2007 waren unter den 168 Teilnehmerinnen und Teilnehmern wieder einige, deren Eltern oder Freunde nicht wissen durften, dass sie in Deutschland „die Anderen“ treffen, da sie dann, auch in der eigenen Familie, als „Vaterlandsverräter“ stigmatisiert und diskriminiert würden. Bei den Freizeiten werden gemischte Kleingruppen (10-14 Teilnehmende) gebildet, die zwei Wochen lang einander zuhören lernen – beginnend mit ihren Familiengeschichten bis hin zur jeweiligen Sicht der historischen Entwicklung des Konfliktes. So kommen sie miteinander in Austausch, verbringen gemeinsam die freie Zeit und machen Ausflüge. Dabei werden viele biografisch schmerzhaft Fragen berührt und das Weltbild mit den jeweiligen Gewissheiten erschüttert.

Vor ein paar Jahren war es noch schwierig, überhaupt TeilnehmerInnen für die Seminare zu finden. Viele junge Leute aus Palästina hatten Angst, dass sie nach ihrer Rückkehr durch militante Gruppen als Verräter tötlich angegriffen würden. Deshalb haben wir sie auf Fotos teilweise nur von hinten gezeigt, die verschiedenen Pässe abgebildet o.ä. Einige bestanden sogar darauf, dass die anderen palästinensischen Organisationen keinesfalls wissen dürften, dass ihre Gruppe auch an dem Projekt teilnimmt. Uns war das unverständlich, da ja alle dasselbe Risiko eingegangen waren.

Auf israelischer Seite wird ein Dialog mit den Palästinensern von Vielen abgelehnt. Auch in der Friedensbewegung (Peace Now) werden statt Verhandlungen über einvernehmliche Maßnahmen einseitige Schritte des Rückzugs aus den besetzten Gebieten gefordert.

Doch inzwischen haben die Berichte der ehemaligen SeminarteilnehmerInnen viele FreundInnen dazu motiviert, sich um einen Platz zu bewerben. Beim Nach-Treffen einer Gruppe des letzten Sommers kamen unerwartet so viele „Neue“ mit, dass es Organisationsprobleme gab.

Zur Vorbereitung der Kampagne 2008 treffen sich im Frühjahr erstmals alle 27 Koordinatoren und „Facilitator“ aus Israel und Palästina (falls diese eine Reiseerlaubnis erhalten). Sie wollen Erfahrungen austauschen und sehen, inwieweit eine inhaltliche Zusammenarbeit möglich ist. Eine solche Vernetzung wäre vor zwei Jahren noch undenkbar gewesen.

Brigitte Klafß

Die vier Freizeiten für Jugendliche aus Bosnien, Kroatien und Serbien in Neum

2007 gab es vier Freizeiten mit Jugendlichen aus Bosnien, Serbien und Kroatien. Von diesen Jugendlichen im Alter zwischen 14 und 17 Jahren hat niemand mehr bewusste Erinnerungen an den Krieg, aber dennoch bestimmen dieser Krieg und seine Auswirkungen ihr Leben. Ihre Familien wurden aus ihren Häusern und Heimatorten vertrieben, sie verloren Verwandte, die soziale Situation im Land ist miserabel, und die Zukunftsaussichten für die Jugendlichen sind düster.

Das Zusammenleben der Volksgruppen, besonders bei den Jugendlichen, scheint an der Oberfläche „normal“, aber die Konflikte der Vergangenheit sind immer präsent. Partnerschaften über die ethnischen Grenzen müssen geheim gehalten werden oder werden misstrauisch beäugt und kommentiert. Die nach Volksgruppen getrennten Schulen sind zwar teilweise wieder in einem Gebäude vereint, aber Schüler und Lehrer bleiben unter sich. „Es wird besser, aber noch immer stimmt etwas nicht, das fühlt man in der Luft“, sagte Ana aus Vukovar. Trotz dieser Allgegenwart im Leben ist der Krieg gleichzeitig ein Tabu-Thema, über das nicht geredet wird. In der Schule wird er so kurz vor den Ferien behandelt, dass keine Diskussionen möglich sind. Es ist für Jugendliche schwer, Fragen zu stellen oder sich eine unabhängige Meinung zu bilden. Diese Situation haben uns Jugendliche in zum Teil sehr ausführlichen Interviews geschildert, die wir hier nur in Auszügen wiedergeben können. (Die vollständigen Texte werden auf unserer Web-Site veröffentlicht.)

Als Reaktion auf diese Situation haben wir mit unseren Partnerorganisationen, mit den BetreuerInnen vor Ort und unseren MitarbeiterInnen aus Deutschland eine Diskussion über eine Veränderung unseres Konzeptes begonnen. Bisher behandelten wir in Workshops Methoden gewaltfreier Konfliktlösung, Probleme der Kommunikation oder Möglichkeiten der Zusammenarbeit in einer Gruppe. Der Krieg als Thema wurde bewusst ausgespart, um nicht traumatische Erinnerungen hochkommen zu lassen, die

wir dort nicht adäquat hätten auffangen können. (Ausnahme waren die biografischen Interviews, für die sich Kinder und Jugendliche freiwillig meldeten.) Doch die Jugendlichen stellen immer drängender Fragen: Wie konnte es zu diesen blutigen Kämpfen von Nachbarn gegen Nachbarn, von Dorf gegen Dorf überhaupt kommen? Wer war Schuld? Wie war meine Familie verstrickt? Meist finden sie niemanden, der ihnen hilft, eine Antwort zu suchen, sondern stoßen in Familie und Schule auf taube Ohren. Nur wenn diese Fragen nach Tätern und Zuschauern unter dem Teppich blieben, sei ein friedliches Zusammenleben möglich, meinen viele Erwachsene. Doch gerade die Jugendlichen, die bei unseren Begegnungen die Perspektive der anderen Seite kennenlernen wollen, lassen sich nicht mehr mit Allgemeinplätzen abspesen.

Auf einer Freizeit sahen sich die BetreuerInnen, die seit fünf Jahren in einem Partnerschaftsprojekt zwischen Schulen der Föderation und der serbischen Republik zusammenarbeiten, nicht in der Lage, dieses Thema gemeinsam zu diskutieren. Sie wollten sich nicht äußern, nur ein Betreuer gab uns ein Interview.

Die gemeinsamen Ferien und die geplanten Aktionen mit dem Friedensappell, die 2007 besprochen und beschlossen wurden, können für die Jugendlichen eine Möglichkeit sein, auf die Spannungen zu reagieren.

Ana Mijic

Interview mit Ana (18 Jahre) aus Vukovar

Übersetzung: Emina Beganovic

A.M.: Hast Du Erinnerungen an den Krieg?

Ana: Der Krieg? Ich erinnere mich überhaupt nicht an den Krieg, nicht an eine einzige Situation. Mein Vater war nicht im Krieg, aber zwei meiner Onkel waren Soldaten. Einer wurde von einer Bombe getötet. Er war Serbe, aber er kämpfte auf der Seite der kroatischen Armee. Ich finde das schrecklich: Die Menschen waren befreundet, und plötzlich zieht die serbische Armee einen Teil der Männer ein, die kroatische Armee verpflichtet die

anderen, und sie müssen gegeneinander kämpfen. Mein Onkel war mit einer Kroatin verheiratet, und ich denke, dass er die serbische Politik ablehnte. Als der Krieg begann, zogen wir dauernd um, zuerst nach Virovitica, so erzählten mir meine Eltern, dann nach Zagreb. Wir verbrachten ein paar Monate mit anderen Verbannten aus Vukovar in verschiedenen Sporthallen. Dann wurde entschieden, einige Familien nach Crikvenica, in das Hotel Ikra, zu schicken. In diesem Hotel wohnten wir 13 Jahre lang.

Deshalb habe ich den Krieg nicht direkt erlebt, auch nicht die Reintegration und die größeren Konflikte, die später in Vukovar auftraten. Als die kroatischen Einwohner zurückkehrten, gab es keine Schlägereien, aber das Verhältnis zwischen den Jugendlichen war sehr schlecht. Wegen der vielen Konflikte wurden die Schulen getrennt. Die serbische Schule zog in ein Gebäude und die kroatische Schule in ein anderes. So lief es bis letztes Jahr. Dann sollten die Schulen wieder vereint werden, da wir jetzt in die EU kommen. Seit letztem Jahr gibt es wieder ein gemeinsames Gebäude für das Gymnasium, aber die Klassen werden immer noch nicht gemischt. Die Lehrer reden überhaupt nicht davon, also über Serben und Kroaten und den Krieg. Mein Vater arbeitet als Lehrer in der Wirtschaftsschule, und seit der Vereinigung gibt es einen gemeinsamen Aufenthaltsraum. Dort stehen auf der einen Seite die Serben zusammen, und auf der anderen Seite die Kroaten. Das Schlimmste ist, dass niemand erzählt, was genau im Krieg geschah. Erst jetzt, in der 4. Klasse des Gymnasiums, wurde der Krieg besprochen. Aber keiner sagt ehrlich, wer die Schuld hat, was die kroatische und die serbische Führung, Tudjman und Milosevic, miteinander aushandelten. Als die serbischen Panzer Vukovar angriffen, standen nur 20 Minuten entfernt in Vinkovci kroatische Panzer, aber sie kamen Vukovar nicht zu Hilfe. Warum? Ich weiß es nicht. Manche beschuldigen den damaligen kroatischen Präsidenten Tudjman, dass er den Fall von Vukovar akzeptierte, um im Gegenzug einen Teil der Herzegowina zu erhalten. Angeblich gibt es sogar Beweise, Aufzeichnungen von Telefongesprächen zwischen Tudjman und Milosevic, in denen sie das besprechen und Städte und Bereiche verteilen. Ich kann das nicht beurteilen. Nach 15 Jahren sollten endlich alle Beweise der Öffentlichkeit vorgelegt werden. Wir müssen genau wissen, wer was tat und wer Schuld auf sich lud, damit wir das in Ordnung bringen und weiter vorangehen können.



Ana (rechts) aus Vukovar

A.M.: Eben hast Du erwähnt, dass Ihr den Krieg als Thema hattet. Kannst Du erzählen, wie und was Ihr darüber gelernt habt?

Ana: Wir haben anhand eines Buches gelernt. Nichts Besonderes, also Daten und Jahre, wie alles anfang. Eigentlich weiß niemand, welches Ereignis man als den offiziellen Anfang des Krieges betrachten kann. Also, mich stört es sehr, dass uns niemand etwas Genaueres sagt, sondern immer nur Vermutungen geäußert werden: „Es könnte so sein, es könnte aber auch so sein.“ Ich fände es besser, dass mir jemand sagt: „Der hat dies getan, jener hat das getan.“ Ich kann das nur schwer erklären, weil ich ja selber nicht weiß, was geschehen ist.

Die Väter von meinen Freundinnen, die im Krieg waren, können die Serben nicht ausstehen, sie wollen sich nicht einmal mit ihnen unterhalten. Ich habe eine Freundin, deren Vater im Krieg wahrscheinlich sehr schlimme Sachen erlebt hat. Wenn sie einen serbischen Freund hätte, da weiß ich

nicht, was geschehen würde. Also, das wäre unmöglich. Ich finde das ganz schlimm. Ich hasse es, wenn sich die serbischen und kroatischen Jugendlichen wie ihre Eltern im Krieg verhalten. Und alles nur, weil dich jemand mit „CAO“ oder mit „BOK“ (das bedeutet „Gott“; A.M.) begrüßt. Wo ich früher wohnte, begrüßte man sich immer mit „CAO“. Aber als ich ein Mädchen in Vukovar so begrüßte, sagte sie: „Ana, du gehörst nicht mehr zu uns.“ In Vukovar begrüßen sich nur Serben mit „CAO“, daran kann man sie erkennen. Ich verstehe das nicht und finde es fürchterlich.

A.M.: Du hast erzählt, dass einige Jugendliche Konflikte herausfordern. Wie ist das mit Deinen Freunden?

Ana: Gott sei Dank bin ich mit Serben und mit Kroaten befreundet. Ich verstehe nicht, wieso die Leute Unterschiede machen. Ich bin froh, dass sich die serbischen und die kroatischen Schulen vereinigt haben – wenigstens im Gebäude, weil ich dadurch viele neue serbische Jugendliche kennenlernen konnte, die mir sehr gute Freunde wurden.

In Vukovar gibt es serbische, kroatische und gemischte Cafés. Wo man hingeht, hängt von der Einstellung ab, ob man sich eine eigene Meinung bildet oder nur seinen Eltern folgt. Die Abgrenzung geht von den Eltern aus. Wir hatten mit dem Krieg nichts zu tun, wir sind nicht schuld. Ich würde nie sagen: „Ich kann nicht mit Dir befreundet sein“, nur weil meine Mutter oder mein Vater das wollen. Gott sei Dank haben meine Eltern nie etwas gegen Serben gesagt – oder mein Vater vielleicht ein bisschen.

A.M.: Und was macht Deine Freundin, deren Vater so gegen Serben eingestellt ist?

Ana: Sie erzählt ihm einfach nichts. Sie hatte eine Beziehung mit einem Serben, aber ihr Vater durfte davon nichts wissen. Sie fand es unangenehm, ihre Eltern zu belügen. Mir ging es ähnlich. Ich war ein Jahr lang mit einem Serben zusammen. Dann habe ich zu meiner Mutter gesagt: „Mama, mir gefällt ein Serbe, was soll ich tun?“ Sie antwortete mir: „Ach Ana, sei doch nicht albern, ich habe nichts gegen Serben, ich beurteile nicht nach der Nationalität.“ Aber man fühlt den Druck der Gesellschaft. Mein Freund hieß Jovan, ein typisch serbischer Name. Wenn ich Verwandten den Namen meines Freundes nannte, starrten sie mich an und sagten nichts, aber ich weiß nicht, was sie hinter meinem Rücken über mich erzählten.

A.M.: Hast Du jemals mit Serben, die vor dem Krieg in Vukovar gelebt haben, über den Krieg gesprochen?

Ana: Eigentlich vermeiden wir dieses Thema. Nur mit den Serben, die gute Freunde von mir sind, kann ich über den Krieg reden. Die wissen, was Serbien in Vukovar angerichtet hat. Die Leute im Ausland denken, dass hier ein Bürgerkrieg zwischen Serben und Kroaten stattgefunden hat, aber das stimmt nicht. Nicht die Kroaten sind über die Grenze gegangen, sondern umgekehrt. Serbische Soldaten haben in Vukovar die ganze Stadt zerstört, die existierte gar nicht mehr, es war eine Geisterstadt. Es gab nur noch Steine und Ziegeln, sonst nichts mehr. Schrecklich! Wenn sie schon Vukovar wollten, warum haben sie es dann zerstört? Vukovar wurde nicht militärisch befreit. Die UNPROFOR verhandelte mit Serbien und erreichte, dass Serbien uns Vukovar zurückgab. Ich glaube, das war Anfang 1996, und sie hatten ein oder zwei Jahre Zeit, diese Übergabe zu vollziehen.

A.M.: Erinnerst Du dich noch, was Ihr in der Schule von dem Krajina-Feldzug „Sturm“ gelernt habt?

Ana: „Sturm“ und „Blitz“ wurden erst ganz am Ende des Schuljahres besprochen. Da wird der Lehrstoff immer nur ganz kurz abgehandelt, der Lehrer gab uns einfach nur die Informationen, und das war es dann.

A.M.: Wegen des „Sturms“ wurde Ante Gotovina in Den Haag wegen Kriegsverbrechen angeklagt. Es gab große Diskussionen dazu. Was weißt Du darüber?

Ana: Soviel ich weiß, hat Kroatien bei der Suche von Anto mitgearbeitet, oder? Aber es gab Demonstrationen für ihn, auch in Vukovar. Viele Leute unterstützten Anto, sie betrachteten ihn als Nationalhelden, der viel für Kroatien getan hatte. Ich finde es schlimm, dass jetzt alle kroatischen Generäle Übeltäter sein sollen. Wahrscheinlich gab es kroatische Generäle, die Kriegsverbrechen begingen, aber auch serbische Generäle. Auf beiden Seiten gab es doch Opfer und Täter. Aber wie es jetzt abläuft, sind alle kroatischen Generäle praktisch verurteilt, obwohl sie es waren, die Kroatien befreiten. Ich weiß nicht genau, was passiert ist, und das nervt mich. Ich weiß nicht, was er getan hat. Wahrscheinlich hat er Serben getötet, aber ich weiß nichts Genaues und kann mir kein Urteil bilden.

Ich bin 18 Jahre alt, aber ich habe keine Vorstellung in meinem Kopf, und es ist mir unangenehm, wenn mich jemand etwas über Vukovar fragt, weil ich nicht weiß, was geschehen ist. Ich möchte, dass mir jemand alles erzählt. Ich muss auch mit Bücherlesen anfangen, um mich zu informieren. Aber gerade hier in der Freizeit haben Valerija und Jasmina gesagt, dass die Bücher in Serbien und die kroatischen Bücher ganz unterschiedlich sind. Dass man in Serbien den Krieg anders darstellt. Wie soll ich da herausfinden, wie es wirklich gewesen ist?

Die Jugendlichen sind o.k. In Vukovar gibt es viele Plätze, wo die Jugendlichen ausgehen können. Es gibt Friedens-Organisationen, verschiedene Aktionen in der Stadt, auch Konzerte finden statt. Es wird besser, aber noch immer stimmt etwas nicht, das fühlt man in der Luft.

Ana Mijic

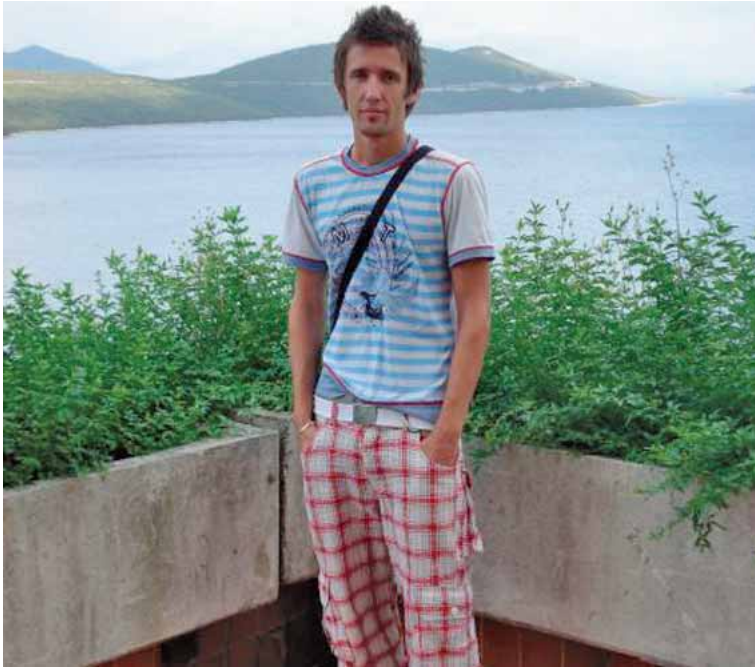
Interview mit Malik aus Tuzla (21 Jahre, Betreuer)

Übersetzung: Jakob Steixner

Malik: Geboren bin ich in Bratunac, das ist ein Städtchen in der Nähe von Zvornik und Srebrenica. Ich lebte dort mit meinem Vater, meiner Mutter, zwei Schwestern und einem Bruder. Dann, so Anfang 1993, musste meine Familie mein Geburtshaus verlassen. Wir gingen zu Fuß die 30-40 Kilometer von Bratunac nach Srebrenica, weil dort ja die UN-Schutzzone war. Es war sehr kaltes Wetter.

Wir hatten in Srebrenica keine Verwandten. Wir hatten nichts! Nirgends gab es etwas, weder ausreichend Lebensmittel noch Strom. Durch einen Freund kamen wir an eine Unterkunft. Wir durften uns im Haus seiner Verwandten einquartieren, mussten jedoch auf irgendeine Art für die Unterkunft zahlen. Auf einem Pferd hatten wir Lebensmittel mit nach Srebrenica gebracht. So zahlten wir in Naturalien und blieben dort etwa ein halbes Jahr.

Gegenüber auf einer Anhöhe war eine Siedlung, in der vor dem Krieg Serben gelebt hatten. Zu Beginn des Krieges waren diese weggezogen, und



Malik aus Tuzla; 21-jähriger Betreuer

die Häuser standen leer. Wir zogen in eines dieser Häuser. Es war völlig geplündert. In den Fenstern waren Plastikplanen, eine Tür konnten wir irgendwo auftreiben. Wir wohnten zu sechst in einem Zimmer, auf nur etwa 3 x 3 Metern – bis 1995. An diese Zeit kann ich mich sehr gut erinnern. Daran, dass es kein Essen gab, dass es keinen Strom gab, dass man nicht rausgehen und spielen konnte. Du gehst raus, und über deinen Kopf fliegt eine Granate und schlägt zwei-, dreihundert Meter neben dir ein. Es gab auch einen kleinen Schutzkeller ohne Licht für ca. 50 Personen. Es war schwer, aber damals kannte ich kein besseres Leben. Ich fragte mich nie, warum Krieg ist, ich hielt das irgendwie für einen Normalzustand: ohne Strom leben, schlafen gehen, wenn es dämmert – im Winter um fünf oder sechs Uhr abends, und um acht Uhr morgens aufstehen. Ich ging zu Fuß etwa vier Kilometer in die Schule, bergauf und bergab, im Regen, im Schnee. Warme Kleidung hatten wir nicht.

Das war so bis Juli 1995 – als die Serben die UN-Schutzzone Srebrenica überfielen. Mein Vater musste weggehen – wir sahen ihn nie wieder. Die Frauen und Kinder mussten sich in Potocari (UN-Lager) sammeln. Wir gingen mit der Mutter hinunter. Dort gab es eine große Versammlung der Bevölkerung, ich weiß nicht, über 20.000 Menschen waren in Potocari. Eine Nacht übernachteten wir dort, in diesen Gebäuden, Fabrikhallen, du lehnst dich an die Mauer und versuchst zu schlafen. Am Tag darauf hatten wir das Glück, dass es uns gelang, sofort in einem der ersten Busse unterzukommen, sodass wir nicht sehen mussten, was andere dann sahen! Mein Bruder war damals schon 12-13 Jahre alt. An der Grenze war es kritisch. Hier wurden alle Männer aussortiert, die auch nur irgendwie im kampffähigen Alter waren, mit dem Ziel, sie zu exekutieren. Mein Bruder wurde durchgelassen, aber mein Onkel, der damals 17 war, versuchte durch die Wälder zu fliehen. Er überlebte nicht. Ich kann mich noch an diese Reise erinnern. Wir saßen in dem Bus und fuhren nach Kladanj. Dort gingen wir vielleicht zwei Kilometer zu Fuß, bis wir zu so einem Sägewerk kamen, wo Vertreter einer internationalen Organisation auf uns warteten. Wir übernachteten wieder in einer Fabrikhalle. Diesmal war nur ein Dach aufgezogen – es gab keine Mauern. Ein weiterer Bus brachte uns nach Dubrave in Tuzla, in eine Zeltsiedlung. Dort blieben wir 10 oder 15 Tage. Hier war es bereits besser. Ich merkte einen Unterschied: ich fühlte mich freier! Ich konnte rausgehen und spielen, mit Leuten reden. Und schon kam es mir vor wie ein Traum. Ich konnte es einfach nicht glauben! Ich fürchtete die ganze Zeit, dass wir zurückkehren müssten. Später kamen Leute, die uns helfen wollten. Es gab da eine Zeltsiedlung mit vielleicht, ich weiß nicht, 200-300 Zelten. (Die Familie musste noch mehrmals umziehen.)

Nachdem ich die Grundschule abgeschlossen hatte, wurde meine Mutter krank. Sie hatte einen Infarkt. Es gab da eine Organisation in Tuzla, die uns half. Sie besuchten Flüchtlingslager und verteilten Medikamente. Einmal unterhielt ich mich mit einer der Ärztinnen und erzählte ihr, dass ich mich in eine Schule in Tuzla eingeschrieben habe, ca. 40 km entfernt. Ich wäre jeden Tag fast 100 Kilometer unterwegs gewesen, und hätte weder zum Lernen noch für sonst etwas Zeit gehabt. Diese Ärztin fragte mich, ob ich im Waisenhaus in Tuzla leben wollte. Es war keine leichte Entscheidung. Mein ganzes Leben hatte ich einmal da, einmal dort gelebt. Ich hatte mei-

nen Vater verloren, und jetzt sollte ich ohne meine Mutter wieder woanders leben. Aber andererseits konnte ich meiner Mutter so helfen: ein Esser weniger! Ich sagte also: „Gut, wenn das möglich ist, und ich mir selbst helfen kann, nehme ich an.“ Ich ging also ins Heim und lebte dort vier Jahre. Ich habe meine Mutter regelmäßig gesehen, jedes zweite Wochenende fuhr ich nach Hause.

A.M.: Merkst Du einen Unterschied zwischen den Generationen im Hinblick darauf, wie diese Dinge gesehen werden?

Malik: Ja, das bemerke ich. Da ist die Generation, die mit 17-18 Jahren in den Krieg musste. Vor ein paar Tagen hatte ich Gelegenheit, mit meinen Cousins zu reden, die gerade aus dem Ausland auf Besuch waren. Sie sitzen so da und erzählen. Ihre Position ist einfach: sie haben gegenüber den Menschen, die das angerichtet haben, den Wunsch nach Rache. Ein Cousin erzählte, dass sie ihm eine Pistole an die Stirn hielten, und er mit seinen 18 Jahren nur noch auf den Schuss wartete. Das ist sein Trauma. Ich kann mir nicht vorstellen, dass er das einfach so vergessen und abschließen könnte. Für sie gibt es eine Grenze, die sie nicht überschreiten können. Was die Jüngeren betrifft, mein Alter und noch jünger, denke ich, dass das Verhältnis ein anderes geworden ist. Wenn jemand seine Fehler zugibt und mein Freund sein will, dann werde ich versuchen, das anzunehmen, ich habe ihm nichts angetan und er mir auch nicht. Wenn er aber will, dass wir Feinde bleiben, dann war's das. Ich muss auch das akzeptieren.

A.M.: Kannst Du mir vielleicht eine Situation beschreiben, in der Du dich mit jemandem unterhalten hast, der keine Einsicht zeigte?

Malik: Ich war irgendwie nie selbst in der Situation. Als ich letztes Jahr bei der Freizeit mit einem Freund aus Sombor sprach, wusste er gar nichts über Srebrenica. Ich sagte, ich sei aus Srebrenica, aber der Name bedeutete ihm nichts. Ich erzählte ihm meine Geschichte. Dann meinte er, dass er sich dafür schäme, was in seinem Namen getan worden ist. Solche Menschen schätze ich, die sagen können: Es tut mir wirklich leid; ich wusste nicht, dass so etwas vorgefallen ist.

A.M.: Das Komitee für Grundrechte und Demokratie organisiert nun schon über zehn Jahre diese Freizeiten. Wie denkst Du darüber?

Malik: Ich war letztes Jahr zum ersten Mal dabei und es gefiel mir. Mir geht es besser, wenn ich jemandem erzählen kann, was mir widerfahren ist. In Bosnien sagt einfach jeder: „Schon recht, hör’ auf, ich habe das schon hundertmal gehört.“ Wenn ich aber jemandem aus Sombor oder Vukovar meine Geschichte erzähle, und er mich versteht, habe ich das Gefühl, dass er mich akzeptiert, dass es ihm leid tut und dass er mir gerne helfen würde. Alle meine Freunde, denen ich davon erzählte, meinten, sie würden auch gerne hierher kommen. Ich glaube ehrlich, dass sie alle gern kommen würden, um diese Leute kennenzulernen. Ich habe niemanden getroffen, der gesagt hätte: Da gehe ich nicht hin, da sind ja Serben und Kroaten. Wir kommen einfach her, um Spaß zu haben und Freunde kennenzulernen. Wenn du mein Freund bist, ist alles andere nicht wichtig, wir können kommunizieren. Im Großen und Ganzen habe ich eine positive Meinung, und als ich das letzte Mal von hier zurückkehrte, hatte ich eine positive Energie in mir. Ich nehme also sicher etwas Gutes mit nach Hause, gute Erinnerungen.

Brigitte Klafß

Interview mit Armelina

Übersetzung: Jakob Steixner

B.K.: Erzählst Du uns bitte etwas über die Situation in Tuzla, bezogen auf das Zusammenleben zwischen den verschiedenen Nationalitäten?

Armelina: Wisst ihr, es geht so; ich habe viele kroatische und serbische Freundinnen, das sind vielleicht sogar meine besten Freundinnen. Trotzdem gibt es eine gewisse Barriere, es heißt: „Pass auf, die sind so und jene so ...“ Es sind vor allem ältere Leute, die Vorurteile haben. Aber auch in den Schulen kommt das vor, zum Beispiel, wenn ein Muslim einen Halbmond zur Schau stellt oder ein Christ ein riesiges Kreuz um den Hals trägt. Ich denke, das sollte jeder für sich ausleben, besonders wenn Leute verschiedenen Glaubens zusammen sind, um Konflikte zu vermeiden. Aber über dieses Thema wird meistens gar nicht offen geredet. Es wird erwähnt, wenn es gerade passt, so in der Art: „Wir sollten uns alle akzeptieren“. Aber darüber wird dann schnell hinweggegangen, es ist nichts Wichtiges und



Armelina, 18 Jahre, aus Tuzla

niemand schenkt dem besondere Aufmerksamkeit. Dem Anschein nach ist jetzt alles irgendwie in Ordnung. Aber trotzdem hält jeder die eigene Glaubensgemeinschaft bzw. Nationalität für die beste und überlegene, während die anderen wie durch eine Mauer ausgeschlossen werden.

B.K.: Kennst Du „gemischte Familien“, also Mischehen?

Armelina: Es ist hässlich, das sagen zu müssen, aber in den Familien wird die Meinung unterstützt, dass man innerhalb der eigenen Glaubensgemeinschaft heiraten sollte. Aber für mich persönlich wird das nicht so wichtig sein. Jeder sollte das so machen, wie er will. Aber es ist schwierig nach einem Krieg, nach all dem, was passiert ist. Durch diese Anklage von

Bosnien gegen Serbien (wegen des Massakers von Srebrenica) gibt es einen großen Druck, im Sinne von: „Sie sind schuld“, und dadurch entsteht Misstrauen. Ich denke, die Situation hat sich verschlechtert, weil wieder viel mehr öffentlich und negativ darüber gesprochen wird.

B.K.: Wie stellst Du Dir Deine Zukunft vor?

Armelina: Jetzt im Juli werde ich 18. Ich will studieren: Sozialwissenschaften, Philosophie, Psychologie, vielleicht auch Journalistik oder Recht.

Und wie ich mir die Zukunft Bosniens vorstelle? Ich weiß nicht, was ich sagen soll, vielleicht lässt sich das ja doch noch alles irgendwie auflösen. Ihr wisst wahrscheinlich, dass es in diesem Land drei Präsidenten gibt, es ist doch wirklich dumm, wenn ein Land drei Präsidenten hat, einen muslimischen Vertreter, einen kroatischen und einen serbischen. Das kommt eben daher, dass die Leute nicht zusammen reden können, was und wie es gemacht werden soll. Selbst wenn Bosnien sich nach außen als ein Land präsentiert, sind das immer noch drei Vertreter, und nicht einer. Zum Beispiel bei den Miss-Wahlen in Bosnien-Herzegowina: Wenn in einem Jahr ein serbisches Mädchen gewählt wird, dann muss es im nächsten Jahr eine Muslimin sein usw. Es kann nicht vorkommen, dass zwei Jahre hintereinander eine Vertreterin derselben Gruppe gewählt wird.

Ich rede im Allgemeinen gern über das Leben und die Zukunft. Was mich persönlich betrifft: ich wünsche mir, dass wir alle als Gemeinschaft funktionieren, aber wie weit das möglich ist, das werden wir in Zukunft sehen.

Brigitte Klafß

Interview mit Ramiz, Betreuer aus Dubrave

Übersetzung: Jakob Steixner

B.K.: Bei unserem gemeinsamen Treffen mit allen Betreuern haben Sie gesagt, die Situation sei nur scheinbar friedlich, sie empfänden das ähnlich wie 1992 vor Kriegsbeginn. Wir würden gern wissen, woran Sie das festmachen?

Ramiz: Oberflächlich ist tatsächlich alles in Ordnung, aber das ist nur scheinbar, in Wirklichkeit ist es aber ganz anders. Es kommt mir vor, als wollten sich die Menschen an die Gurgel gehen.

B.K.: Wie wird das im Alltagsleben sichtbar?

Ramiz: Ich lebe in einem ethnisch homogenen Umfeld in der Föderation, aber es gibt viele Rückkehrer, das heißt eigentlich Flüchtlinge, nicht Rückkehrer. Wenn die in ihre alte Heimat fahren, erleben sie dort eine chaotische Situation: Angriffe, Erpressung, Inbesitznahme fremden Eigentums. Das betrifft jetzt die serbische Republik, in der Föderation gibt es das so nicht. Ich denke, es wird am besten verständlich, wenn ich Fußball als ein Beispiel anführe: Es gab noch kein Spiel zwischen einem Team aus der Föderation und einem Team aus der Republika Srpska, ohne dass von serbischer Seite nationalistische Slogans wie „Messer – Stacheldraht – Srebrenica“ skandiert wurden oder es zu Übergriffen kam. Kaum ein serbischer Fan hält zur Nationalmannschaft von Bosnien-Herzegowina, dem gemeinsamen Team aller Volksgruppen. Der Präsident der Republika Srpska, Dodik, hat wiederholt gesagt, dass er erst dann die bosnische Nationalmannschaft anfeuern wird, wenn sie gegen die Türkei spielt und sie ihm aus der Föderation die Karten zukommen lassen. Als es dann zu einem Spiel der Nationalmannschaften von BiH und der Türkei kam und man ihm Karten schickte, kam er erst recht nicht. Das zeigt, dieser Nationalismus heute kommt von oben, wie auch der Nationalismus 1992 von oben her angefangen hat. Wenn das Volk das lange genug sieht, wird es verführt. Das heißt nicht, dass es das nicht bei den anderen Volksgruppen auch gäbe. Wenn in Sarajevo gespielt wird, drückt sich das von bosniakischer Seite aus, wenn in West-Mostar gespielt wird, von kroatischer Seite. Alle drei Nationalismen sind in einem Neuaufschwung, und ich weiß nicht, wer sie aufhalten kann. Es ist schwer, das ansehen zu müssen.

Die Massen werden verführt, man manipuliert sie mit Erfolg. Dodik hat mit seiner Koalition in der Republika Srpska 95% der Stimmen. Auf der kroatischen Seite wiederum gibt es zwei Abspaltungen von der HDZ (Kroatisch-Demokratische Union), aber im Grunde ist das auch ein national bestimmtes Einparteiensystem. Auf bosniakischer Seite wiederum ist die Politik etwas gespaltener, da gibt es zwei große Parteien, die SDA (Partei

für demokratische Aktion) als ethnische Partei und die SBiH (Partei für Bosnien und Herzegowina) als multiethnische Partei. Es kommt also vor allem von oben, wenn man sich etwa die Staatsspitze, das dreiköpfige Präsidium, ansieht. Das ist ein allgemeines Chaos, sie haben seit den letzten Wahlen noch keine Übereinkunft zusammenbekommen. Der Nationalismus kommt von oben und breitet sich dann im Volk aus. Am stärksten ist er aber wohl immer noch in der Republika Srpska, wo es ja bekanntlich auch Bestrebungen gibt, sich ganz von Bosnien abzuspalten.

B.K.: Sehen Sie einen Einfluss der Zukunft des Kosovo auf die Situation in Bosnien?

Ramiz: Das ist eine schmerzliche Frage für uns, im einfachen Volk wird nicht darüber geredet, man weiß vieles nicht – und doch weiß man alles. Ich denke, wenn die internationale Gemeinschaft dem Kosovo die volle Unabhängigkeit zugesteht, wird sofort, noch am gleichen Tag, in der Republika Srpska eine Volksabstimmung über die Unabhängigkeit stattfinden. Dodik spuckt der internationalen Gemeinschaft ins Gesicht, er geht sogar soweit, Schwarz-Schilling als Narren zu bezeichnen für seine Position zu Srebrenica, für die Feststellung, dass die dortigen Verbrechen einen Sonderstatus haben. Ich weiß nicht, was ich noch sagen soll, diese Fragen machen mich etwas nervös.

B.K.: Vielleicht noch eines, wie könnten Sie sich die Zukunft für Bosnien vorstellen? Wie müsste vorgegangen werden?

Ramiz: Schwierig. Ich sehe mir die Zukunft anhand meiner Kinder an. Ich habe zwei Kinder, sie sind nicht krankenversichert, Arbeit gibt es für sie keine, sie sind von mir abhängig. Das ist die jetzige Situation. Unsere Politiker werden noch lange keine Lösung finden. Das heißt, die internationale Gemeinschaft hält einen gewissermaßen labilen Frieden aufrecht. Ich denke, wenn eine Krise ausbricht, wäre sofort wieder Krieg. Ich glaube, dass es mit der Abspaltung der Republika Srpska (RS) sofort wieder zum Krieg käme, jetzt wisst ihr, wie ich mir die Zukunft vorstelle. Die von den „Friedensvermittlern“ vorgeschlagene Verfassungsreform wurde ja von bosniakischer Seite zu Recht abgelehnt, denn mit der neuen Verfassung hätte die RS die Möglichkeit bekommen, eine Volksabstimmung zur Unabhängigkeit zu machen, was laut der derzeitigen Verfassung noch nicht

möglich ist. Aber wenn es die internationale Gemeinschaft nicht gäbe – und es gibt viel, viel Negatives über sie zu sagen, vom Krieg selbst bis zum heutigen Tag – dann würde es, denke ich, wieder losgehen.

Wenn ich an die Jugend denke – ich arbeite seit 30 Jahren in der Schule, ich lebe für diese Kinder – sie haben eine mehr oder weniger anständige Schulbildung, schließen die Schule ab, aber danach ist Schluss. Ich kenne die Statistik nicht und will sie nicht kennen, aber ich glaube, dass bei uns 20% eine Arbeit finden, kranken- und sozialversichert sind, 80% bleiben außen vor.

B.K.: Vielen Dank für diese Informationen. Wir hoffen, dass Ihre Befürchtungen nicht wahr werden. An der schlechten Perspektive für die Jugendlichen können wir nichts ändern, aber es freut uns, dass wir Ihnen wenigstens einmal im Jahr eine solche Freizeit ermöglichen können.

Ramiz: Ich danke euch. Ich hoffe auch, dass es nicht so schwarz wird, wie es mir zur Zeit erscheint.

Helga Dieter

Der Friedensappell von Kindern aus Krisen- und Kriegsgebieten – ein Rückblick

Während des Bürgerkriegs in Mazedonien 2001 schrieb die örtliche Presse vom „Wunder in Ohrid“, weil dort albanische und mazedonische Kinder und Jugendliche gemeinsame Ferien verlebten, während die Armee und die UCK in ihren Heimatdörfern aufeinander schossen.

Die Kinder verfassten einen Aufruf an die Erwachsenen, in dem sie ein Ende von Krieg und Feindseligkeiten forderten. Diesen Appell hatten wir in albanisch, arabisch, bosnisch-kroatisch, englisch, hebräisch, mazedonisch und serbisch (kyrillisch) übersetzen lassen. Daraus entwickelte sich eine internationale Aktion, in deren Verlauf mehr als 15.000 Kinder den Appell unterzeichneten.

Die Gespräche bei den Freizeiten machten deutlich, dass die meisten Kinder und Jugendlichen noch nie etwas von einer Unterschriftensammlung

gehört hatten, und für sie (das gilt auch für ihre BetreuerInnen) Politik ein ganz abgehobenes und in der Regel schmutziges Geschäft ist, auf das die Bevölkerung keinerlei Einfluss hat.

Die Jugendgruppen aus Israel und Palästina fühlten sich zunächst „zu alt“, weil der Aufruf von und für Kinder formuliert sei. Auch waren sie so beschäftigt mit dem eigenen Konflikt, dass ein Appell, der „vom Balkan“ stammt, einigen ziemlich fremd erschien. Andere argumentierten dagegen, eine speziell auf Israel und Palästina bezogene Resolution habe auf beiden Seiten keine Chance zur Unterstützung. Letztendlich sammelte die Jugendföderation in Nablus viele Unterschriften in Palästina, leider kümmerte sich in Israel niemand darum.

Im Juni 2007 wollten wir die Unterschriften an Frau Bundeskanzlerin Angela Merkel überreichen und schrieben dazu: „Trotz dieser Schwierigkeiten haben viele Kinder und Jugendliche den Appell als Mittel benutzt, in ihrem Umkreis über Krieg und friedliche Mittel der Konfliktlösung zu diskutieren. Eine junge Mitarbeiterin unseres Teams aus Tuzla/BiH konnte erreichen, dass der Appell an zahlreichen Schulen Bosniens vor der gesamten Schülerschaft verlesen und diskutiert wurde. Eine 14-jährige Teilnehmerin aus Serbien sammelte ca. 3.000 Unterschriften. Sogar in Nablus/Westbank unterzeichneten palästinensische Jugendliche den Aufruf. Inzwischen gibt es über 15.000 Unterschriften, die wir Ihnen, als Präsidentin des Europäischen Rates, übergeben möchten. Wir würden uns freuen, wenn dies Ende Mai/Anfang Juni möglich wäre, da sich einige der Jugendlichen dann im Rahmen der Vorbereitung der „*Ferien vom Krieg*“ 2007 in Deutschland aufhalten.“ Eine Antwort haben wir nie erhalten.

Zum internationalen Tag des Kindes und zur Besetzung des Bombodroms in der Freien Heide im Kontext der Demonstrationen anlässlich des G-8-Gipfels in Heiligendamm wurde der „Appell der Kinder“ – am 1. Juni 2007 – zum ersten Mal durch unsere Mitarbeiterinnen Helga Krimphove und Sonja Tesch in der politischen Öffentlichkeit präsentiert. Sie haben ihn bei einer der Kundgebungen vorgestellt und einen Stand mit Informationen gemacht. Schon am Tag vorher hatten sie die Möglichkeit, im Evangelischen Gymnasium Neuruppin „*Ferien vom Krieg*“ und den Friedensappell vorzustellen.

CHILDREN FROM CRISIS-AREAS AND WAR ZONES APPEAL FOR PEACE



**Children's Message
YOU ADULTS: GET SMART !
Why do you abuse our faith?**

We children do not know anything about segregation or separation, neither by nationality, ethnic group nor religious determination.

We know the language of friendship by which we play and learn and come together.

We all share the same fate.

We are all children from crisis areas or war zones

We want to live and play together.

We know no boundaries.



Poruka djece

Vi, odrasli: Urazumite se već jednom!
Zašto zloupotrebljavate naše povjerenje?
Mi, djeca, ne znamo što znači dijeljenje i odvajanje,
bilo prema nacionalnom, etničkom ili vjerskom predodređenju.

Mi znamo jezik prijateljstva, na kojemu se želimo igrati, učiti i družiti se.

Svi mi dijelimo istu sudbinu:

Svi smo mi iz kriznih i ratnih područja.

Mi želimo živjeti zajedno i zajedno se igrati.

Mi ne poznajemo granice.



זר של שלום. מילדים הבאים מאזורי מלחמה ומשבר:
המסר של הילדים הוא,

שאתם המבוגרים צריכים להתפקח!

מדוע אתם מנצלים לרעה את האמונה שלנו?

אנחנו הילדים לא יודעים דבר על הפרדה גזעית לא ע"י לאום ולא ע"י שבטיות, דת או הגדרה.

אנו יודעים את שפת החברות

חקים. לומדים ונפגשים במצעורה אנו מש. לכולנו משותף אותו הגורל. כולנו ילדים מאזורי מלחמה

אנו נחיייה ונשחק ביחד.

איננו יודעים גבולות.



رسالة الأطفال

يا أيها البالغون في السن: أصبحوا عقلاء !
لماذا تسيئون استعمال ثقافتنا؟

نحن الأطفال لا نعرف شيئا عن التفرقة والفصل على أساس الانتماء الموروث سواء كان قوميا. عرقيا أم دينيا
أنا نعرف لغة الصداقة التي نود استخدامها في ألعابنا
ودراستنا وتواجدها معا

لانا جميعا نواجه نفس المصير. لانا آتون من مناطق حرب
ونزاعات

نريد أن نعيش وأن نلعب سوية
اننا لا نعرف أية حدود



**Porosia e fëmijëve
Ju të rriturit:**

Bëhuni më në fund të mençur!

Pse e keqpërdorni besimin tonë?

Ne fëmijët nuk dijme asgjë për ndarje ose klasifikime as në baza nacionale e as në baza fetare.

Ne e njohim vetëm gjuhën e shoqërimit, në të cilën luajmë, mësojmë dhe duam të jemi së bashku.

Ne të gjithë e ndajmë fatin e njëjtë. Ne të gjithë vijmë nga regjionet e luftës.

Ne duam të jetojmë së bashku dhe të luajmë së bashku.

Ne nuk njohim kufinj.

Порука деце

Ви, одрасли, уразумите се већ једном!
Зашто злоупотребујавате наше поверење?
Ми деца не знамо шта значи дељење и одвајање,
било према националном, етничком или верском предодређењу.

Ми знамо језик пријатељства, на којем се желимо играти, учити и дружити.

Сви ми делимо исту судбину.

Сви смо ми из кризних и ратних подручја.

Ми желимо живети заједно и заједно се играти.

Ми не познајемо границе.

Till July.2006 more than 15.000 children and youngsters from conflict-areas and war-zones signed this peace appeal.

Ana Mijic

Bericht über die Workshops zum Friedensappell im Sommer 2007

Bei den diesjährigen Freizeiten sollten Workshops stattfinden, in denen darüber nachgedacht wird, wie der Friedensappell in der „Erwachsenenwelt“ verbreitet werden kann. Ziel war es, dass die Jugendlichen konkrete Ideen formulieren und diskutieren und die BetreuerInnen die Jugendlichen bei der Umsetzung dieser Ideen in ihren Heimatstädten unterstützen.

Dieses Vorhaben warf ein zentrales Problem auf: Viele der Jugendlichen sind in ihren Heimatstädten einem enormen sozialen Druck ausgesetzt. Auf den Freizeiten fällt es ihnen ungleich leichter, sich mit den „Anderen“ anzufreunden. Es ist hier viel leichter zu sagen: „Ich bin Dein Freund“ oder: „Warum denn Unterschiede machen?“ – wie es etwa auf den von den Jugendlichen kreierten T-Shirts formuliert steht. Dass aber diese T-Shirts nur bei bestimmten Anlässen und von wenigen Jugendlichen in ihren Heimatstädten getragen werden, könnte eine Bestätigung dieser Vermutung sein.

Als ich bei der Mitarbeiterbesprechung die Idee vorstellte, mit den Jugendlichen nach Wegen zu suchen, den Friedensappell zu verbreiten, wurde eben diese Problematik auch von den BetreuerInnen thematisiert. Gemeinsam diskutierten wir adäquate Möglichkeiten und kamen zu folgendem Schluss: Die Workshops sollen städtespezifisch angeboten und von den jeweiligen Betreuern geleitet werden. Die Jugendlichen wissen am Besten, was in ihren Städten umsetzbar ist, wo und bei wem sie Unterstützung finden können und mit welchen Schwierigkeiten sie zu rechnen haben. Diese potentiellen Schwierigkeiten sollen offen thematisiert und diskutiert werden. Darüber hinaus gilt es zu betonen, dass sie sich zu Nichts verpflichtet fühlen müssen und dass es ihre eigene Entscheidung ist, ob sie sich beteiligen oder nicht. Inhaltlich sollten die Aktionen zur Verbreitung so angelegt werden, dass sie in die Vorstellung des Gesamtprojekts „Ferien vom Krieg“ eingebettet sind, und es sollten auch weitere Unterschriften gesammelt werden.

Die Workshops fanden schließlich an einem Vormittag statt. Ich nahm unterstützend bei der Gruppe aus Gornji Vakuf-Uskoplje teil, einer herme-



Workshop zum Friedensappell der Kinder

tisch zwischen Kroaten und Muslimen geteilten Stadt in Bosnien (Klein-Mostar), weil dort (neben Vukovar) wohl mit den größten Schwierigkeiten bei der Umsetzung zu rechnen war. Nach Absprache mit dem Betreuer Adnan begannen wir den Workshop nicht direkt mit der Thematisierung des Friedensappells, sondern mit einem Gespräch darüber, was den Jugendlichen an ihrer Stadt gefällt und was nicht. Auf einem „Mangobaum“ sollten sie die reifen Früchte (was gefällt), die grünen Früchte (was muss noch reifen) und die verfaulten Früchte (was gar nicht gefällt) kennzeichnen. Zu den Dingen, die gar nicht gefallen haben, gehörten die Grenze durch die Stadt, die „alten Menschen“ und die Politik. Die nach Ethnien geteilte Schule hat es immerhin zu den noch nicht gereiften Früchten geschafft. In einem zweiten Schritt diskutierten wir, wer und was Einfluss auf ihr Leben hat – sowohl im positiven als auch im negativen Sinne: Es sind die Familie, die Schule, die soziale Umgebung, Medien, Freunde, das Jugendzentrum sowie die internationale Gemeinschaft.

Nun erst gingen wir auf den Friedensappell und auf die Frage nach Möglichkeiten seiner Verbreitung ein. Die von den Jugendlichen formulierten Probleme reichten von „finanziellen Hindernissen“ über mangelndes Interesse der Bevölkerung bis hin zu Problemen mit Lehrern, Politikern – also den „Älteren“ – sowie dem Bekanntenkreis. Die je eigenen Eltern wurden stets ausgeklammert. Wenn überhaupt, war immer nur die Rede von den Eltern der Anderen, welche möglicherweise nicht einverstanden seien.

Man könnte annehmen, dass all diese Hindernisse die Jugendlichen entmutigen würden, über ein eigenes Projekt nachzudenken. Doch genau das Gegenteil schien der Fall zu sein. Mit großer Euphorie wurde nach realistischen Möglichkeiten gesucht. Gemeinsam diskutierten wir auch, wo man Unterstützung finden könnte. „Was wollen wir überhaupt damit erreichen?“ – so die durchaus berechtigte Frage einer Teilnehmerin inmitten der Diskussion. „Uns selbst die Möglichkeit geben, einmal zu sagen, was uns nicht passt und dass es eben auch anders geht“, wurde ihr aus der Gruppe entgegnet. Diesen Vorsatz haben sie inzwischen auch schon teilweise umgesetzt. Adnan hat mir geschrieben, dass die ersten Treffen stattgefunden hätten und die Vorbereitungen zu Veranstaltungen liefen. Das allein ist schon ein großer Erfolg! Sie wollen zunächst einen Stand mit Bannern, Plakaten und Flugblättern organisieren und bei dieser Gelegenheit zu einem Infoabend über die „Ferien vom Krieg“ im Jugendzentrum einladen. Zu dieser Veranstaltung sollen dann auch bestimmte Personenkreise (Lehrer, lokale Politiker usw.) gezielt eingeladen werden.

Die Gruppen aus den anderen Städten hatten ähnliche Ideen. So planten auch die Jugendlichen aus Sombor, Tuzla, Banja Luka und Vukovar Informationsstände, wo sie auch weitere Unterschriften sammeln wollen – u.a. um den interessierten Passanten die Möglichkeit einer Beteiligung zu geben. Valeria, die Betreuerin aus Sombor, will gemeinsam mit einigen freiwilligen Jugendlichen versuchen, Artikel über den Friedensappell in lokalen und regionalen Zeitungen zu veröffentlichen. Die geplante Aktion in Tuzla bekommt zusätzlich eine besondere Bedeutung, denn sie soll am 25. Mai stattfinden. Bis vor 13 Jahren feierte man an diesem Tag in Tuzla den Tag der Jugend. Seit dem 25. Mai 1995 – damals wurden 71 vorwiegend junge feiernde Menschen durch eine Splittergranate getötet – ist es der Tag der Trauer.

Helga Dieter

Das Dreiländereck Mazedonien, Kosovo und Südserbien gilt noch immer als Pulverfass – ein Rückblick

Viele der 200.000 Krajina-Flüchtlinge wurden durch Restjugoslawien unter Milosevic im Kosovo angesiedelt, wo sich dadurch der schon lange schwelende Konflikt zwischen Albanern und Serben verschärfte. Ohne Zweifel gab es Aggressionen der serbischen Armee und Bevölkerung gegen die nach kultureller und wirtschaftlicher Unabhängigkeit drängenden Albaner. Umgekehrt wurde der zunächst gewaltfreie Widerstand der Albaner (Rugova) durch die Bildung bewaffneter Freischärler (UCK) immer militanter. Nach propagandistischen Kriegslügen über eine von der serbischen Armee geplante Vertreibung der albanischen Zivilbevölkerung aus dem Kosovo (Hufeisenplan), bombardierte die Nato in einem völkerrechtswidrigen Angriffskrieg 1999 große Teile der Infrastruktur und Wirtschaft von Restjugoslawien (Serbien). Den Tod vieler Menschen nannte der damalige SPD-Verteidigungsminister zynisch „Kollateralschäden“.

Unter großen Schwierigkeiten gelang es uns im Sommer 1999, dass eine Gruppe Kosovo-Kinder, die es irgendwie als Flüchtlinge nach Sarajevo verschlagen hatte, in die bosnische Enklave Neum ans Mittelmeer fuhr.

In Mazedonien fanden gleichzeitig zwei Freizeiten am Ohrid-See statt. In den Bergen lag das größte Flüchtlingslager von Kosovo-Albanern, „Cegrane“, wo zeitweise ca. 40.000 Menschen in Zelten hausten. Der UNHCR versuchte die Teilnahme der Kinder an der Freizeit zu verhindern, weil nach dem Nato-Sieg über Serbien alle Flüchtlinge sofort zurück in den zerstörten Kosovo sollten. So „schmuggelten“ einige Eltern ihre Kinder in die Ferien. Trotz anfänglicher Vorurteile der mazedonischen BetreuerInnen gegen die Kinder aus dem Kosovo, verstanden sich nach ein paar Tagen alle ohne weitere Probleme.

In den nächsten Jahren ist es uns, gegen die Ratschläge der UN-Verwaltung – wahrscheinlich als einziger Organisation – gelungen, albanische und serbische Kinder aus dem UN-Protektorat Kosovo zu gemeinsamen Ferien nach Montenegro einzuladen. Die Probleme während des

Aufenthaltes bestanden dann aber meist mehr zwischen den Erwachsenen als den Kindern. Mehr als bei allen anderen Freizeiten sind im Kosovo die wechselseitigen Vorurteile aus Beton gegossen und nur sehr schwer zu verflüssigen. Aber es zeichnete sich eine Entwicklung ab, insofern letzten Sommer (2007) diese Begegnungen ohne eine „neutrale“ deutsche Leitung stattgefunden haben. Durch die Unabhängigkeitserklärung des Kosovo ist es aber wieder zweifelhaft geworden, ob gemeinsame Freizeiten noch stattfinden können.

In der Broschüre „Ferien vom Krieg“ 2000 berichteten wir über das Schicksal der elfjährigen Dragana, die zu Beginn des Krieges ihren Vater verlor und 1995 auf einem Lastwagen von den Kroaten nach Serbien deportiert wurde. Die Mutter siedelte sich mit den Kindern im Kosovo an, sie fand Arbeit und alles schien normal, bis die Nato-Bomben fielen. Die Mutter und der Bruder starben. Dragana flüchtete nach Südserbien.

Gestärkt durch den „Sieg“ der UCK bewaffneten sich auch die Albaner im benachbarten Mazedonien und kämpften im Frühjahr und Sommer 2001 gegen die mazedonische Armee. Zur gleichen Zeit verbrachten die Kinder aus dem betroffenen Gebiet gemeinsame Ferien. Die mazedonische Presse schrieb erstaunt über das „Wunder von Ohrid“. In dieser Situation entstand der Friedensappell der Kinder aus Kriegsgebieten (s.o.). Der Wind trug die friedliche Botschaft der gemeinsamen Freizeit ins Hotel nebenan, wo die Delegierten der Kriegsparteien den Waffenstillstand aushandelten, der bis heute anhält.

Albanische Nationalisten gründeten in Südserbien eine „Befreiungsarmee“, um das „Presevo-Tal“ (Bujanovac) dem Kosovo anzuschließen. Die Lage begann so zu eskalieren, dass die Nato die serbische Armee, die sie gerade von dort vertrieben hatte, wieder als Ordnungsmacht zurückholte.

Wir legen Wert darauf, dass an allen Freizeiten aus dieser Region auch Roma-Kinder teilnehmen, denn sie leben überall unter elenden Bedingungen. Es gab in der Vergangenheit Sommercamps, wo sich die „verfeindeten“ albanischen und serbischen Jugendlichen in den ersten Tagen zusammenschlossen und die Roma ausgrenzten oder hänselten. Es gab aber auch Freizeiten, wo die Roma-Kinder als Vermittler eine wichtige Rolle spielten, zumal sie oft auch übersetzen können, weil sie albanisch und/oder

serbisch sprechen.

Unsere langjährige Koordinatorin der Gruppen aus Mazedonien, Ellen Glissmann, arbeitet nun in Südserbien. Mit Hilfe anderer humanitärer Organisationen wählte sie 27 albanische, mazedonische, serbische und Roma-Jugendliche aus Bujanovac (Süd-Serbien), Kumanovo (Mazedonien) and Kosovska Kamenica (Kosovo) aus, die zusammen ans Meer nach Orebic in Kroatien führen.

Ellen Glissmann

Bericht zu der Freizeit aus dem Dreiländereck: Südserbien, Kosovo, Mazedonien

Es gab einige Vorbereitungstreffen der Jugendlichen und ihrer Eltern. Nach langen Diskussionen waren alle einverstanden, dass sie in einem Bus fahren würden. Es war eine lange Fahrt durch die Berge im Kosovo und Montenegro nach Kroatien. Die Jugendlichen spielten miteinander, amüsierten sich beim Karaoke und knüpften allmählich Gesprächskontakte. Der Gang zum Meer am nächsten Tag war aufregend. Fast alle sahen es zum ersten Mal. Für die meisten war später auch der Ausflug nach Korcula die erste Bootsfahrt ihres Lebens.

Nach dem Baden und einer Ruhepause gab es täglich in zwei gemischten Gruppen Workshops nach den Methoden der gewaltfreien Kommunikation zur Konfliktlösung (Dialog, Mediation und Verhandlungen). Einige Jugendliche waren von Anfang an besonders engagiert bei der Arbeit und zogen die anderen in ihrem Enthusiasmus mit sich. In den Workshops wurde nicht nur gesprochen, sondern die Konflikte in Rollenspielen dargestellt, wobei eine erstaunliche Kreativität, Toleranz und Verständnis entwickelt wurden. Das Zusammenwachsen als Gruppe vollzog sich schnell und erstaunlich ruhig. Die Jugendlichen öffneten sich mehr und mehr, sie hörten zu und lernten voneinander. Besonders der Workshop über „Aktives Zuhören“ wirkte die ganze Zeit nach.

Hauptthema der friedenspädagogischen Workshops waren Vorurteile. Dabei schlüpften die Jugendlichen in die Rolle einer anderen ethnischen Gruppe. So spielten z.B. die serbischen Jugendlichen vor, welche Traditionen und Sitten „die Albaner“ typischerweise haben. Die Roma stellten eine mazedonische Hochzeit dar usw. Danach gab es eine lange, interessante Diskussion. Vorurteile wurden revidiert, Neugier geweckt und ein tieferes Verständnis für die Gebräuche der Anderen entwickelt.

Bei der abendlichen Party, die im Wechsel von Mädchen und Jungen vorbereitet wurde, amüsierten sich alle miteinander: es war kein Unterschied zwischen Serben, Albanern, Mazedoniern oder Roma zu entdecken.

Die Trainer bildeten von Anfang an ein Team mit freundlichem Umgang, wo sich jede/r für alle zuständig fühlte. Sie trafen sich jeden Tag, um die Prozesse in der Gruppe zu beschreiben bzw. zu analysieren.

Schwierigkeiten gab es nur mit den kroatischen Nachbarn und der Hausverwaltung des Jugendhotels. Ihre Vorurteile gegen Albaner sind uralt und wurzeln tief. Als sie dann auch noch Serben hörten oder sahen, wurden sie offen rassistisch gegen die Teamer. Die Jugendlichen merkten davon glücklicherweise nichts.

Nach zwei Wochen mit einem intensiven Programm tauschten die Jugendlichen die Adressen aus und verabredeten, in ständigem Kontakt zu bleiben. Schon bald besuchten die albanischen Jugendlichen aus Kumanovo in Mazedonien die serbischen Flüchtlinge in Bujanovac. Schon bald nach der Freizeit gab es auch eine „Cross-Border-Radtour“ von einigen der Jugendlichen.

Dieser Erfolg zeigt, dass die Ziele der Freizeit erreicht wurden und dieses Programm der beste Weg ist, um Brücken zu bauen.

Nazrie Sharku

Bericht über die Freizeit mit Jugendlichen aus Kosova/o in Montenegro

Vorbereitungsphase

An die Eingangstür der albanischen Organisation Hareja in Rahovec und der serbischen Organisation Jefimia in Velika Hoca hängten wir ein Plakat mit der Aufforderung an Jugendliche von 15 bis 17 Jahren, sich für die Ferien in „Ulcinj 2007“ zu bewerben und auch ihre Motivation zu beschreiben. Da es bei „Hareja“ manchmal zu Eifersüchteleien und Konkurrenzverhalten kommt, wollten wir nicht selbst entscheiden, sondern schickten die Listen zur endgültigen Auswahl zu „Amica e.V.“ nach Deutschland. Die Gruppe bestand dann aus vierzehn albanischen Jungen und Mädchen, sechs Jugendlichen von der serbischen Seite und sechs jungen Roma.

Wir organisierten in den Räumen von „Hareja“ ein erstes Treffen der Eltern und Jugendlichen, wo sie sich kennenlernen sollten. Wir unterrichteten sie über Sinn und Zweck des Sommercamps, die Organisation, die zu respektierenden Regeln, die geplanten Aktivitäten und andere wichtige Themen. Die Erfahrung war sehr positiv, denn es gab erste integrative Ansätze der Kooperation bei wechselseitigen Erklärungen oder Übersetzungen. Als der Bus abends in Rahovec losfahren sollte, kamen plötzlich die Eltern eines Mädchens, verboten ihr die Fahrt und nahmen sie wieder mit nach Hause. In letzter Minute wurde sie durch eine andere ersetzt, die auf der Warteliste stand.

Das Sommercamp in Ulcinj 2007

Am frühen Morgen erreichten wir das Hotel. Bald gab es erste informelle Kontakte: einige hockten bei Gesprächen zusammen, andere hörte man gemeinsam singen. Die folgenden Tage verbrachten wir mit Schwimmen, Spielen und Sport am Strand sowie Basteln, Singen, Tanzen und Gespräche an den Abenden. Die Jugendlichen waren mit diesem Ablauf sehr zufrieden.

Schon am zweiten Tag begann der erste Workshop in Kleingruppen. Thema waren die Alltagsprobleme von Jugendlichen im Kosovo. Alle arbeiteten ruhig und voller Enthusiasmus. Dann präsentierten sie den anderen ihre Ergebnisse, die sehr ähnlich waren: Arbeitslosigkeit, mangelnde Schulbildung, Drogen, mangelnde Freizeitangebote, Kriminalität, Gewalt usw. Als nächsten Schritt suchte sich jede Gruppe ein Problem aus, an dem sie weiterarbeiten wollte und wofür sie Lösungswege suchte. Die Lösung fast aller dieser Probleme setzte nach Einschätzung der Jugendlichen zunächst eine bessere wirtschaftliche Situation voraus.

Abends wurde im Plenum über Konflikte oder Probleme beim Tagesablauf gesprochen und ggf. Änderungen vorgeschlagen und beschlossen. Der Austausch zwischen den Jugendlichen und den Betreuerinnen spielte sich auf einem hohen Niveau ab.

Am vierten Tag waren alle von dem Bootsausflug begeistert, der natürlich die privaten Gespräche förderte. Einige erzählten Piratenwitze oder tanzten an Deck. Andere genossen ruhig die Schönheit des Meeres. Abends forderte eine andere Reisegruppe unsere Jungen zu einem Fußballspiel auf. Bei der Zusammenstellung der Mannschaft spielte die Nationalität keine Rolle, sondern das Zusammenspiel im Team.

Das schwierige Problem von Schuld und Unschuld diskutierten wir am Beispiel der Geschichte von Nomza und Sinbad (Sindbad, der Seefahrer aus „1001 Nacht“). Nachdem sie das Märchen gehört hatten, diskutierten die Mädchen und Jungen in getrennten Gruppen über Moral und Schuld. Das Ergebnis war, dass kaum zu entscheiden sei, wer „mehr“ Schuld trage, vor allem wenn man die Umstände und den Druck in der jeweiligen Situation mit in Erwägung ziehe.

Zum Schluss der Freizeit fragten wir alle, wie sie als Jugend des Kosovo die Zukunft dieser Region sehen. Einige meinten, der Kosovo solle ein freier Ort für alle Bewohner werden, andere plädierten für einen neuen Staat Kosova, für wenige stand eine EU-Mitgliedschaft im Vordergrund, und einige enthielten sich jeden Kommentars. Alle waren am Ende aber der Meinung, dass alle, die im Kosovo geboren sind oder dort leben, das Recht haben, ohne Angst mit ihren Familien dort zu wohnen und die Zukunft zu planen.



Jugendliche beim Sommercamp in Ulcinj

Obwohl bei der Abschiedsparty alle sangen und tanzten, war die Stimmung traurig. Alle tauschten Telefonnummern und e-mail-Adressen aus, versprachen einander, in Kontakt zu bleiben, und verabredeten ein Wiedersehen. Kurz darauf fuhren die albanischen und Roma-Jugendlichen nach Velika Hoca, wo sie einen Tag mit den serbischen FreundInnen verbrachten, was im Kosovo mehr als ungewöhnlich ist. Sie tauschten Fotos und Erinnerungen aus und waren zufrieden und stolz auf ihre gemeinsamen Erfahrungen.

In Rahovec fand später ein Jugendtag unter dem Motto „Alle anders, alle gleich“ statt, an dem die Gruppe aus der Stadt aktiv gestaltend teilnahm.

Begegnungsseminare Israel und Palästina

Helga Dieter

Ein Rückblick

Schon die erste Freizeit 2002 wurde durch israelische Bombenangriffe auf Gaza, bei denen die Cousine eines Teilnehmers umkam, erschüttert. Die Revanche folgte bald durch einen Anschlag auf die Hebräische Universität. „Schlimmer kann es nicht mehr werden“, meinten die TeilnehmerInnen und beschlossen, ihren Dialogprozess von unten nicht durch aktuelle Ereignisse infrage stellen zu lassen.

Doch es kam schlimmer! Die gewaltige israelische Sperranlage wurde gebaut, zum großen Teil auf palästinensischem Gebiet, und entzog vielen Bauern die Lebensgrundlage. Natürlich wurden durch den Mauerbau auch die ansatzweise noch bestehenden oder sich gerade neu entwickelnden Kontakte abgeschnitten. Fast täglich gab es Tote und Verletzte durch Bombardierungen in Gaza und der Westbank. Militante Palästinenser bauten Kassem-Raketen und schossen sie von Gaza nach Israel, was dort die Angst schürte.

In Gaza wurden zwar unter den Augen der Weltöffentlichkeit israelische Siedlungen dramatisch geräumt, dafür wurden aber in der Westbank, vor allem bei Jerusalem, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, große neue Siedlungsblöcke gebaut.

Den Wahlen in Palästina und Gaza im Januar 2006 wurde zwar durch internationale Beobachter die korrekte Durchführung attestiert, doch wurde das völlig unwichtig, denn die Palästinenser hatten „falsch“ gewählt, nämlich die militante Hamas. Die EU entzog die Unterstützung, und Israel verhinderte die Lieferung lebenswichtiger Grundnahrungsmittel, Energie und Medikamente. Trotz alarmierender Berichte der UN- und EU-Beauftragten wurde der überbevölkerte Gazastreifen praktisch ausgehungert. Die USA und EU unterstützten den palästinensischen Präsidenten, um ihn enger an den Westen zu binden. Dieser geriet dadurch bei seinen eigenen Leuten

unter Legitimationsdruck. Zwischen Hamas und PLO entwickelte sich ein blutiger Bruderkrieg um die Macht. Seit die USA neue Friedensverhandlungen diktiert haben, spricht Israel auf der diplomatischen Ebene vage von der Gründung eines Palästinenserstaates – allerdings zu Bedingungen, die das Gebiet der Palästinenser noch einmal erheblich verkleinern würden (Konvergenzplan Olmerts).

Bald nach der Ankündigung ihrer „Friedensoffensive“ haben die USA im Sommer 2007 ein gigantisches Aufrüstungsprogramm im Nahen Osten bekannt gegeben – und zwar sowohl für Israel als auch für einige arabische Nachbarländer (60 Milliarden Dollar in 10 Jahren).

Wir versuchen immer wieder, unsere örtlichen MitarbeiterInnen zu motivieren, für diese Dokumentation Berichte zu schicken. Von den Freizeiten im letzten Sommer erhielt ich von der einen Partnerorganisation in Palästina (Hewar) fünf Berichte, aber keinen einzigen von der israelischen Seite bei dieser Freizeit (Avog). Umgekehrt erreichten mich fünf Berichte von „Breaking Barriers“ aus Israel, aber keiner aus Palästina. Es liegen also fünf Berichte aus Israel und fünf aus Palästina vor – nur passen die nicht zueinander. Die Perspektive der Darstellungen ist also nicht ausgeglichen.

Helga Dieter

Ferienspiele und Terrorismus

In einem Interview mit dem Leiter der Jugendorganisation in Nablus, der früher militanter Kämpfer gegen die Besatzung war, sagte dieser (auf unserer DVD): „Widerstand ist für mich jetzt, Milch für ein Kind zu sichern. Widerstand ist, wenn ein Kind einen fröhlichen Tag verbringt. Dies sind meine strategischen Optionen. ‚Höhere‘ Ziele habe ich nicht mehr.“

Der „Kampf gegen den Terror“ traf auch das Projekt „Ferien vom Krieg“. Zur Finanzierung von Ferienspielen für 220 Kinder aus Palästina überwies das Komitee 8.000 US-\$ an ein Jugendzentrum in Nablus/Westjordanland. Vier Tage später erreichte unsere Bank ein Schreiben aus New



Kinder bei den Ferienspielen in Nablus

York, das Geld sei von den US-Behörden im Rahmen der Terrorismusbekämpfung beschlagnahmt worden. Das Komitee konnte durch einen Vertrag beweisen, dass die Ferienspiele neben der Erholung vor allem der gewaltfreien Erziehung und Aussöhnung dienen sollten. Darin heißt es ausdrücklich: „Die Ziele des Konzepts sind Erholung und kreative Beschäftigungen sowie gleichermaßen pädagogische Methoden der gewaltfreien Erziehung, Aussöhnung und Demokratie. Das bedeutet auch, dass Kämpfe und Wettbewerbe ebenso wie die Erziehung zu Hierarchien („education for leadership“) oder die Verehrung von Helden oder Märtyrern nicht Inhalt des Programms sind.

Nach monatelangem Schriftverkehr erreichte das Geld schließlich die Adressaten in Nablus. An diesem Vorfall wird die Macht und Willkür deutlich, die die USA als „Weltpolizist“ bis hin zu Ferienspielen für die geschundenen Kinder in Palästina ausüben.



Mit diesem Plakat wurden 220 Kinder aus der zerstörten Altstadt von Nablus für die Ferienspiele gesucht. Ziel war es, mit Spaß und Lachen den psychischen Druck auf die Kinder zu mildern. 22 MitarbeiterInnen der Organisation „Future Generation Hands Association“ boten vielerlei Aktivitäten an. Alle Kinder unterschrieben einen Dankesbrief an die deutschen SpenderInnen.

Future Generation Hands Association

Ferienspiele in Nablus

Im Bericht der BetreuerInnen über die Ferienspiele heißt es: „Es war eine unbeschreiblich wertvolle Zeit für die Kinder. Glücksstrahlen überfluteten ihre Gesichter. Sie entdeckten während des zehntägigen Festivals ihre Talente und neue Hoffnungen. In ihren Bildern malten viele in leuchtenden Farben ihre Vision für die Zukunft. Einige erlebten erstmals eine Umgebung, in der Gewalt nicht absichtlich oder unabsichtlich glorifiziert wird. Für manche war das Wichtigste, dass sie sich täglich satt essen konnten.“

Das Wort ‚Leiden‘ klingt bereits abgedroschen, aber wie kann man die Situation von Kindern beschreiben, die die Geräusche von Panzern und Kugeln besser kennen als das Singen von Friedensliedern?“



Bei den Ferienspielen in Nablus

Zum Schluss gab es eine Ausstellung der gebastelten Produkte und ein Konzert für die Familien. Ein Team von Psychologen hat die Kinder während des Sommercamps beobachtet und 80 von ihnen, die ein auffälliges Verhalten zeigten, sei es durch Aggressivität oder depressiven Rückzug, für ein therapeutisches Folgeprogramm ausgewählt.

Das erste israelisch-palästinensische Frauenseminar

Brigitte Klafß

Die Ankunft

Schon seit Jahren haben uns Frauen aus verschiedenen Partnerorganisationen in Israel und Palästina immer wieder darum gebeten, eine Begegnung nur für Frauen anzubieten. So fand im Sommer 2007 das erste Frauenseminar der Initiative „Breaking Barriers“ in Walberberg statt.

Die Palästinenserinnen landeten sechs Stunden vor den Israelinnen auf dem Frankfurter Flughafen. Helga bat mich, die 20 jungen Frauen in dieser Zeit durch Frankfurt zu führen. Sie warnte mich, nach der komplizierten Anfahrt über Jordanien und dem Flug wären erfahrungsgemäß alle müde. Sie schlug einen Besuch im Palmengarten vor, wo Sonnenliegen bereit stünden, auf denen die Erschöpften sich ausruhen könnten.

Nachdem wir das umfangreiche Gepäck abgegeben hatten, wollten die Frauen die Stadt sehen. Obwohl die meisten sich erst im Flugzeug kennen gelernt hatten, wirkten sie wie eine Gruppe enger Freundinnen. Es wurde ausgiebig fotografiert und viel gelacht. Eine rief zwei jungen Männern etwas hinterher, und versank fast in den Boden, als diese auf Arabisch antworteten.

Am Mainufer war eine Hüpfburg für Kinder aufgestellt. Begeistert zogen einige ihre Schuhe aus und hüpfen mit. Daneben erkletterte ein kleines Mädchen einen Turm aus Bierkisten. Die Menge sah schweigend zu, bis unsere Palästinenserinnen das Kind mit Trillern, Rufen und Klatschen anfeuerten und feierten.

Danach waren sie völlig erschöpft und ließen sich, in vier Reihen übereinander sitzend, auf den Stufen einer Fußgängerbrücke über den Fluss nieder und fingen an zu singen. Eine junge Frau hatte ihre Sonnenbrille ausgepackt und die leere Klapphülle lag noch vor ihr auf dem Boden. Der eine Euro, den eine Touristin im Vorbeigehen hineinwarf, wurde begeistert begrüßt, und eine Gruppe junger Koreaner schnell in den Chor integriert.



Pyramidenbau beim israelisch-palästinensischen Frauenseminar

Nach einer Pause im Eiscafé mussten wir wieder zum Flughafen aufbrechen. In der S-Bahn wurde der ganze Tag lautstark und begeistert besprochen. Die Gruppe strahlte soviel Freude aus, dass ich mehrmals gefragt wurde, woher das muntere Völkchen käme. Meine Erklärung erntete ungläubiges Staunen und hohes Lob für dieses „einmalige Projekt“. Am Flughafen holten wir die Gruppe aus Israel ab. Während das Gepäck in den Bus verladen wurde, entdeckten zwei Palästinenserinnen ein superchices Cabriolet und überredeten den Fahrer dazu, sie ans Steuer zu lassen, wo sie von ihren Freundinnen ausgiebig fotografiert wurden. Zuhause würden sie sich nicht so benehmen, erzählten mir die jungen Frauen. Aber hier fühlten sie sich wie befreit: „Zu wissen, dass es keine Kontrollposten gibt, dass ich nicht dauernd meine Papiere vorzeigen muss“, sagte eine von ihnen. „Hier können wir auf der Straße auch mal auffallen, schließlich kennt uns hier niemand“, meinte eine andere. Ich war beeindruckt davon, wie viel Lebensfreude und Selbstbewusstsein diese jungen Frauen trotz der doppelten Belastung durch Besatzung und soziale Kontrolle ausstrahlten.

Keren Assaf

Die Prozesse im ersten Frauenseminar

Übersetzung: Bernd Leineweber

Das Frauenseminar war eine sehr wichtige Erfahrung und ein Erfolg für alle 40 Teilnehmerinnen und ihre Betreuerinnen. Es gelang, eine Atmosphäre der Offenheit und Ehrlichkeit herzustellen, die es möglich machte, sich mit vielen Dingen gründlicher zu beschäftigen, als es in einem gemischten Seminar möglich wäre. Die Gruppe befasste sich mit Fragen des Rassismus, der Machtverhältnisse und der Unterdrückung. Es ist gelungen, einen Diskurs von Solidarität und Einfühlung herzustellen, um einen Raum zu schaffen für die Geschichten der Anderen, ohne das Gefühl zu haben, sich selbst zu zerstören.

In der Gruppe, die ich im Workshop betreute, waren 6 israelische Frauen im Alter zwischen 21 und 31 Jahren, Ashkenazi und Mizrachi (europäische und orientalische Juden) aus unterschiedlichen Gebieten. Eine Frau bezeichnete sich als religiös, eine lebt in einem Kibbuz. Manche hatten einen feministischen Hintergrund, zwei hatten ihren Militärdienst in empfindlichen Bereichen geleistet.

In unserer gemischten Gruppe trugen drei palästinensische Frauen ein Kopftuch, eine von ihnen war verheiratet und hatte zwei Kinder, einige bezeichneten sich als nicht-religiös. Die Frauen kamen aus Jericho, Bethlehem, Ramallah und Ost-Jerusalem sowie eine palästinensische Israelin aus dem Norden. Sie waren zwischen 20 und 25 Jahren alt und wurden von Mira betreut.

Nach dem „Eisbrecher-Workshop“ am ersten Tag breitete sich eine gewisse Euphorie aus: „Es wird schon gehen, wir sind doch alle nett.“ Auch am nächsten Tag wollte frau noch nicht so ganz realistisch sein. In dem Workshop, in dem die Frauen paarweise beisammen saßen und nach gegenseitigen Anweisungen mit verbundenen Augen Zeichnungen machten, hatten die Israelinnen positive, utopische Bilder, während die Palästinenserinnen ihre tägliche Realität, die Kontrollpunkte und die Mauer (die während der Freizeit Diskriminierungsmauer genannt wurde) einfließen ließen.

Lial, eine Israelin, die einen bestimmten Kontrollpunkt malen sollte, fühlte sich nicht wohl dabei. Sie fühlte sich durch die Emotionen bedroht und wollte lieber über „gesichertes Wissen“ und Tatsachen sprechen, ein Punkt, der im Seminar oft aufkam.

In den kleinen Gruppen am Ende dieses Tages wurden politische Themen erörtert. Es ging vor allem um die Flüchtlinge und um Frauen in einer religiösen Gesellschaft.

Die Israelinnen brachten dann bei der internen Sitzung auch ein Thema auf, das in dem Seminar noch sehr wichtig wurde, nämlich „wie wir die Palästinenserinnen dazu bringen könnten, mehr zu reden“. Sie fragten sich nicht, woher dieses Gefühl kommt, die meisten nahmen ganz natürlich eine führende Rolle ein, mit all der Unterdrückung, die für Israelis in unserer Realität charakteristisch ist. An diesem Machtverhältnis änderte sich zunächst auch nichts – obwohl dies ein Frauenseminar war.

Die persönlichen Erzählungen in den nächsten Tagen waren lang, schwer und emotional anstrengend. Es wurden sehr schwierige Geschichten erzählt, und alle weinten. Die Israelinnen zeigten sich einfühlsam, aber es war schwierig für sie, und sie begaben sich schnell auf die Ebene der Selbstverteidigung: „Diese Geschichten kenne ich schon.“ Oder: „Wir müssen ihnen klar machen, dass wir auch leiden.“ Sie fühlten ein starkes Bedürfnis, eine nicht vorhandene Symmetrie herzustellen.

Daraufhin hatten die Palästinenserinnen einige Tage das Gefühl, dass die Israelinnen sich in ihr Leid nicht einfühlten, was nicht stimmte, aber so ist es bei ihnen angekommen.

Dann stand die Familiengeschichte auf dem Programm – die Spuren der Familie sollten auf einer Weltkarte und auf einer Karte von Israel-Palästina eingezeichnet werden.

Der Unterschied zwischen beiden Seiten war klar: die Israelinnen zogen eine Linie „von außen nach innen“ und die Palästinenserinnen innerhalb des Landes oder „von innen nach außen“. Eine Palästinenserin sagte: „Seht auf die Karte, wer hat mehr Recht, hier zu sein, diejenigen, die zuerst hier gewesen sind oder die Neuankömmlinge?“ Die Diskussion war aufgeladen, und die Israelinnen fühlten sich angegriffen, besonders als Reham, eine



Frauenseminar von Breaking Barriers in Walberberg

Palästinenserin, ein Bild von Haifa vor 1948 hochhielt und den Israelinnen vorwarf, dass sie sich nicht in der Geschichte auskennen. Zum Beispiel sprachen einige Frauen in der Gruppe vom Palästina vor 1948 ständig als „Israel“. Ira war die einzige, die offen sagte, dass sie viele neue Dinge zum ersten Mal hörte.

Bei dem Treffen aller israelischen Frauen nach diesem Workshop ging es vor allem um die Übung mit der „Landkarte“, die vielen unangenehm war, weil das Flüchtlingsproblem damit so gut sichtbar wurde. Ihr ungutes Gefühl kam auch daher, dass sie meinten, sie müssten ihre Existenz und ihre Wurzeln in diesem Land rechtfertigen, sonst würden sie ihre Legitimität gegenüber den Palästinenserinnen verlieren. Sie betonten immer stärker ihre eigene Opferrolle. Und sie waren verstört, als sie merkten, dass sie eine Politik rechtfertigten, die sie eigentlich nicht teilen. Manche Frauen fragten sich, wo die weibliche Solidarität blieb, aber die Machtstruktur des

Konflikts ist manchmal stärker. Die Palästinenserinnen fühlten sich in der Identifikation mit ihrem Kampf unverstanden, obwohl die Israelinnen dies sehr wohl begriffen hatten, aber mit Abwehr darauf reagierten.

Dann kam die historische Präsentation. Die der Israelinnen war lang und komplex, legitimatorisch wie eine ausgebreitete Nationalflagge, die das historische Recht auf dieses Land unterstreicht. Sie begann mit Abraham, ging weiter mit der Diaspora, den Verfolgungen und der Einwanderung nach Israel und behandelte auch die jüdische Kultur in Bezug auf das Land Israel. Da sie unterstellten, dass die Palästinenserinnen das alles nicht verstehen könnten, wurden die Themen wie Propaganda vorgetragen.

Von der Präsentation der Palästinenserinnen waren die meisten sehr überrascht. Die szenische Darstellung der Situation der Palästinenser seit 1948 war stark und gut vorgetragen und überhaupt nicht aggressiv. Es war interessant zu sehen, wie die interne Auseinandersetzung der Palästinenser in ihrer Präsentation als ein Resultat der Beklemmung und der Mauer dargestellt wurde.

Dennoch war die Diskussion nach der Präsentation meiner Meinung nach ein subtiler Höhepunkt israelischer Aggression. Die einen entdeckten plötzlich ihre Gefühle für die Palästinenser. „Ich empfinde jetzt eine große Liebe zu euch.“ Die anderen griffen die Palästinenserinnen wegen ihres vermeintlichen Antisemitismus in der Präsentation an.

Bei der Diskussion an diesem Punkt diktierte die israelische Seite die Fragen und die Antworten, die sie akzeptieren würde, z.B. über „Terror“. Sie ging aus der Diskussion mit dem Gefühl, dass ein Durchbruch erreicht sei.

Die Palästinenserinnen waren eher entmutigt. Sie hatten das Gefühl, die Israelinnen seien unerreichbar und könnten sich nicht in sie einfühlen.

Die Palästinenserinnen entwickelten einen Plan: Dinge nicht einfach zu behaupten, sondern Fragen zu stellen, dann würden sie vielleicht verstanden. Sie diskutierten lebhaft. Nachdem sie den ganzen Tag an der Präsentation gearbeitet hatten, sagte Ranja von der palästinensischen Gruppe, sie hätte nun keine Lust mehr: „Die Geschichte ist nicht so wichtig, Hauptsache, wir können alle zu Oraibs Hochzeit im September kommen.“ Lial



Beim israelisch-palästinensischen Frauenseminar

reagierte sehr emotional mit Tränen. Die israelische Gruppe hatte den ganzen Tag daran gearbeitet, eine unmögliche Realität zum Ausdruck zu bringen und versuchte mitfühlend für die andere Seite zu sein, das wurde nun nicht gewürdigt.

An diesem Punkt fassten Mira und ich als Gruppenleiterinnen den Entschluss, die These von den latenten Machtstrukturen zur Diskussion zu stellen, was nicht bei allen auf Gegenliebe stieß. Besonders die Palästinenserinnen wollten das Kompromiss-Klima aufrechterhalten. Viele hatten das Gefühl, dass die Hoffnung, die aufgekommen war, zerbrechlich sei und vor Aufregungen bewahrt werden müsse. Wenn diese zerstört würde, wären auch die wirklich schönen persönlichen Beziehungen in Gefahr, die sich in der Gruppe gebildet hatten.

Bei dem internen Treffen der Israelinnen wurde an diesem Tag die Bedeutung des Prozesses und der Dynamik, die sich in der gemischten

Gruppe abspielte, sehr klar. Natalie sagte, sie verstehe jetzt, welchen Platz sie eingenommen hätte, und sie hatte sich in der Tat verändert, sie griff nicht mehr an, sondern hörte zu. Es war bei allen mehr oder weniger so, dass sie plötzlich „sehen und hören“ konnten. Es war schwierig für sie, diese Einsicht zuzulassen, ohne sich allein oder angegriffen zu fühlen, und Verantwortung für sich selbst zu übernehmen, nicht für die andere Seite. Es war schmerzlich zu sehen, dass die Realität nicht vor dem Seminarraum halt machte, vor allem weil wir alle Frauen waren mit vielen gemeinsamen Nennern, von denen einige meinten, dass sie stärker wären als der Konflikt. Aber wir müssen verstehen, dass der Weg zur Veränderung durch das Bewusstsein von dieser Realität hindurchgeht und dass wir sie nur so ändern können.

Die nächsten beiden Tage verbrachten wir vor allem mit Workshops zur Geschlechterfrage. Da kamen viele Dinge hoch, was in Gegenwart von Männern nicht der Fall gewesen wäre. An diesem Punkt zogen zwei Frauen ihr Kopftuch aus. Sie konnten sich das jetzt leisten (hatten es aber auch schon in den Tagen vorher auf Partys gemacht).

In der Abschlussrunde äußerten viele Teilnehmerinnen den Wunsch, miteinander in Kontakt zu bleiben, Ideen gemeinsamer und getrennter Aktivitäten kamen auf.

Ich möchte mit der Bemerkung schließen, die Ira beim Abschied am Flughafen zu Maysa machte: „Es tut mir leid, was Israel euch alles antut.“

Nachtrag

Alle 20 israelischen Teilnehmerinnen und ihre Betreuerinnen trafen sich im November in Tel Aviv. Es gab hoffnungsvolle Erzählungen über Kontakte zu den palästinensischen Frauen. Eine hat zusammen mit Freunden in Ramallah die palästinensischen Frauen besucht, was für israelische Staatsbürger verboten ist. Andere fuhren ins Dorf von Oraib zu ihrer Hochzeit. Einige haben ein Netzwerkprojekt begonnen mit Briefaustausch und Mithilfe bei der Landarbeit und der Ernte, andere schlossen sich der Frauengruppe von Bet Shalom an.

Wilfriede Dieter und Petra Schöning

Eindrücke vom Frauenseminar

In einem Evaluationsbogen baten wir die Teilnehmerinnen nach zwei Wochen intensiven Zusammenlebens um eine abschließende Bewertung des Seminars.

Als Vorteile eines Treffens nur mit Frauen haben fast alle die Freiheit von männlichen Kontroll- und Machtansprüchen sowie von Spannungen zwischen den Geschlechtern genannt. Sie fänden in den Gesprächen mehr Ruhe, Nähe, Empathie, Offenheit und Vertrauen, weniger Aggressivität und Dominanz. Vieles hätte in einer gemischten Gruppe nicht in der erlebten Tiefe angesprochen werden können: „Wir fanden als Frauen gemeinsame Themen“ oder „Es ging mehr um Ähnlichkeiten, nicht nur um Unterschiede“.

Gefragt, was gerade Frauen für den Frieden tun könnten, nennen sie: weitere gemeinsame Treffen, gewaltfreie Proteste und Friedenserziehung der Kinder. Frauen könnten wirkungsvoller als Männer für den Frieden eintreten, weil sie häufig in sozialen Berufen tätig seien. Sie könnten mehr Ruhe und die Fähigkeit zum Zuhören in den Friedensprozess einbringen. Eine schlägt vor, die Künstlerinnen der anderen Seite zu fördern. Eine Palästinenserin meint: „Ich denke, dass alles in die Hände von Frauen sollte.“

Zwei Israelinnen schreiben von ihrem Leben im Kibbuz, das täglich von Kassam-Raketen angegriffen würde. Eine von ihnen will „die Anderen“ kennen lernen, sie will „Erlebnisse mit ihnen teilen und mehr über ihre Situation wissen, auch versuchen zu verstehen und Erklärungen zu finden“.

Sie hatte mit ihrer ruhigen Ausstrahlung eine besondere Rolle in der Gruppe. Ebenso wie eine andere orthodoxe Jüdin reiste sie mit einem überdimensionierten Rucksack an, gefüllt mit koscheren Lebensmitteln und einem Kochtopf. Auf dem kleinen Elektrokoher bereiteten beide zum Schabat sogar ein köstliches Essen für alle. Manchmal saßen sie zusammen und sangen. Dann kamen immer mehr Frauen dazu.

Die Israelinnen beendeten ihre Darstellung der Geschichte mit dem

„Song for Peace“ von Miri Aloni. Die Palästinenserinnen hatten in ihre szenische Präsentation Lieder eingefügt über ihre Liebe zu Al Kuds (Jerusalem) und ihre Sehnsucht nach Freiheit. Abends füllten die Palästinenserinnen den Partyraum mit arabischer Musik, Temperament und ausgelassenem Trillern. Sie brachten ihren israelischen Partnerinnen Schritte, Hüftschwung und anmutige Kopfbewegungen bei. „Music is the best“, dachten wir oft. Für den Abschiedsabend hatte unsere Übersetzerin Jouana das Friedenslied von Jaacof Rotblit ins Arabische übersetzt, das die jungen Frauen gemeinsam im Wechsel der Sprachen vortrugen:

„Sagt nicht, der Frieden wird eines Tages kommen,
sondern macht den heutigen Tag zum Freitag.“

Träume

Am zweiten Seminartag gab es ein „Spiel“, bei dem alle, die denken, dass ihre Kinder in einer friedlichen Welt leben werden, den Platz wechseln sollten. Nur eine Palästinenserin und eine Israelin von insgesamt 12 Frauen glaubten daran.

Eine Woche später lautete die Aufgabe in der gemischten Gruppe:

A) Zeichnet euren eigenen Traum. B) Tauscht das Bild mit einer Frau der anderen Seite aus und ergänzt, was nach eurer Meinung zu dem Bild der anderen hinzugefügt werden sollte. C) Gefällt euch das, was mit eurem Traum passiert ist?

- Viele Bilder hatten ähnliche Themen: es ging meistens um Liebe und Familie, Frieden und Glücklichein, manchmal auch um Erfolg im Beruf und Wohlstand.
- Eine Israelin und eine Palästinenserin malten genau das gleiche Bild: ein Haus, die Sonne und Blumen.
- Eine Palästinenserin träumte von der Bewegungsfreiheit, symbolisiert durch ein Pferd.
- Eine andere zeichnete ein Buch. Sie will eine wichtige Seite der Geschichte ihres Landes schreiben. Ihre israelische Partnerin fügte eine Friedenstaube auf der Buchseite hinzu.

- Manche Zeichnerinnen waren, als sie sahen, was zu ihrem Werk hinzugefügt wurde, sehr amüsiert, andere überhaupt nicht einverstanden. So wurde eine friedvolle Dorfidylle von der Partnerin mit dunklen Wolken versehen. Bei einigen Palästinenserinnen gab es eine Flagge auf ihren Bildern. Eine Palästinenserin interpretierte ihr Bild nicht als Traum, sondern als eine Forderung an die Zukunft. Sie wollte, dass die Schuldigen ins Gefängnis kommen. Eine Israelin hatte eine Landschaft gemalt, die Palästinenserin hatte darauf drei palästinensische und eine israelische Flagge aufgebracht. Das hat ihr nicht gefallen.
- Eine Israelin malte die Religionen als Hände, die sich halten, mit Bändern vom Herzen kommen und in den Himmel fliegen.
- Eine Palästinenserin zeichnete eine Straßenkreuzung mit Hinweisschildern nach Ramallah und Jericho ohne Checkpoint etc. Ihre Ausweise ließ sie im Haus zurück bei Mann und Kindern. Ihre israelische Partnerin fügte sich selbst hinzu in Rückansicht, der Vergangenheit zuwinkend, und einen Vogel als Symbol der Freiheit.

Gili Pliskin

„Barrieren überwinden“ im Frauenseminar

Übersetzung: Hartmut Raffel

Ich habe verschiedene israelisch-palästinensische Seminare mitgemacht, sowohl in Europa als auch im Nahen Osten, und habe dabei immer empfunden, dass der Faktor Geschlechtszugehörigkeit (Gender) die Dynamik in und außerhalb des Diskussionsraumes beeinflusste. Ich war sehr neugierig zu erfahren, was geschehen würde, wenn Männer abwesend sind.

Ich kam sehr optimistisch zu dem Frauenseminar, doch was geschah, übertraf sogar meine kühnsten Hoffnungen. Es klappte einfach. Die Teilnehmerinnen konnten die Vielschichtigkeit ihres Lebens und ihrer Existenz in den Diskussionsraum einbringen, und man konnte spüren, dass es neben Argwohn, Furcht und Spannung eine Menge Respekt, Feingefühl und erstaunlicherweise Vertrauen gab. Ein hohes Maß an Vertrauen, das sich nach und nach seit dem allerersten Tag aufbaute (die Anwärmübungen waren sehr gut). In meiner Gruppe nahm ich sehr stark wahr, dass jede Frau in der Lage war, Frauen der „anderen Seite“ zu sehen und ihnen zuzuhören, selbst wenn sie aus einem vollkommen anderen sozialen Umfeld kamen. Der Grad des Leidens schien nicht so sehr im Wettbewerb zu stehen wie in anderen Seminaren. Beide Seiten konnten gleichzeitig ängstlich, verletzt und verzweifelt sein, was nicht selbstverständlich ist.

Persönliche Beziehungen entwickelten sich in und außerhalb der Workshops, und was immens half, waren die „Eins zu Eins“-Gespräche. (Eine Palästinenserin und eine Israelin unterhalten sich in täglich wechselnder Besetzung über freie Themen). Sie verhalfen zu einem Zusammengehörigkeitsgefühl und machten die Teilnehmerinnen neugierig, mehr über die Person zu erfahren, mit der sie – manchmal zum ersten Mal – 15 Minuten gesprochen hatten.

Was ich sehr beeindruckend und bedeutsam empfand, war die Fähigkeit der Gruppe, sehr heikle und prekäre Angelegenheiten zu diskutieren, die in gemischten Seminaren nicht aufzukommen scheinen. Themen wie Aussehen, Beziehungen, Familie, Ehe, Sexualität, Mutterschaft etc. wurden



„Eins zu Eins-Gespräche“ beim Frauenseminar

offen und gründlich diskutiert, selbst wenn sie anfangs zögerlich eingebracht wurden. Beide Seiten schienen durstig nach Wissen und Verstehen zu sein, wie Frauen der „anderen Seite“ ihren Alltag erleben. Der israelisch-palästinensische Konflikt war immer noch der Hauptfokus des Seminars, aber über Genderthemen zu sprechen führte zu engeren, vertrauensvolleren Bindungen und Beziehungen zwischen Frauen beider Seiten.

Die nationalen und die genderspezifischen Themen zu verweben, war eine Herausforderung für uns, die wir das erste Frauenseminar dieser Art abhielten. Ich hoffe, dass wir in Zukunft einen Weg finden können, die zwei Themenbereiche besser strukturiert, besser verknüpft zu integrieren.

Zwei Wochen lang lebten wir in einem Mikrokosmos, wie Leben sein kann und sein sollte, und viele Frauen spürten die tiefe Frustration, wie anders die Wirklichkeit in der Region ist. Und wie sie sein könnte. Wir hatten eine Ahnung davon, wie ein andersartiges Leben sein könnte. Die

meisten Frauen waren traurig beim Abschied von diesem Ort, und sie sehnen sich nach einer Zeit, in der sie sich wiedersehen können, in ihren eigenen Ländern.

Die Gastfreundschaft des Komitees und der Jugendakademie war freundlich und großzügig. Vielen Dank dafür, dass solch ein besonderer Raum geschaffen und mir die Gelegenheit gegeben wurde, an diesem Pionierprojekt teilzuhaben.

Zweites israelisch-palästinensisches Seminar

Aus den Berichten von Chen, Liron, Moataz und Moran

Übersetzung: Hartmut Raffel / Zusammenfassung: Helga Dieter

Das Seminar war eine wichtige Erfahrung für die Teilnehmer, sie waren engagiert und haben ernsthaft mitgearbeitet. In der Auswertung teilten alle die Meinung, dass der Prozess komplex, herausfordernd und bedeutungsvoll, aber auch fröhlich war. Alle waren stolz, dass sie etwas Bedeutungsvolles getan hatten: Einer der israelischen Teilnehmer beschrieb seine Erfahrungen folgendermaßen: „Am Anfang war eine Mauer zwischen uns. Die Mauer besteht noch, sie fiel nicht in zwei Wochen. Dafür war nicht genug Zeit. Aber jetzt ist sie niedrig, so dass wir die andere Seite sehen können.“ Der Prozess war nicht leicht. In jedem Stadium waren bestimmte Gefühle und Gedanken beteiligt, sie reichten von Hoffnung, Optimismus und Neugier bis zu Wut und Enttäuschung. Auch Schuldgefühle und Vorwürfe wurden laut.

Die meisten Aktivitäten stellten Gefühle in den Vordergrund. Es kommt darauf an, mit den Teilnehmern sehr sensibel umzugehen und ihnen die Möglichkeit zu geben, sich auszudrücken, aber wie ein palästinensischer Betreuer sagte: „Wenn es um Gefühle geht, dann sind die Israelis im Vorteil, weil ihre Sprache mehr westlich ist und gegen Gefühle nichts eingewendet werden kann. Wenn man die beiden Gruppen hört, dann kann der Eindruck entstehen, es handele sich um eine symmetrische Realität. Deswegen glaube ich, dass in dem Programm die Asymmetrie der Realität mehr zur Geltung gebracht werden sollte. Es sollte mehr Workshops geben, in



Disco beim israelisch-palästinensischen Seminar

denen die Teilnehmer über die Realität und Fakten reden können, so wie in dem historischen Workshop und dem über Friedensverhandlungen.“

Es gab zwei auffallende Unterschiede: Die Israelis wollten mehr wissen, diskutieren und über den Konflikt auf andere Art und Weise mehr erfahren, nicht aus der Sicht eines Soldaten (manche waren ja bei der Armee gewesen) oder aus der Perspektive der israelischen Medien. Sie wollten ihr Bild objektivieren. Die Palästinenser wollten sich auf die Lösung des Konflikts konzentrieren und wollten handeln, um die Wirklichkeit zu ändern, und nicht nur zuhören und reden.

Einige Israelis, die sich vielleicht zum ersten Mal schuldig fühlten, mochten diese Situation nicht. Sie beklagten, dass sich die israelische Gruppe sehr kritisch über die eigene Gesellschaft äußerte, während die Palästinenser keine Selbstkritik übten. Die Palästinenser hatten die seltene Gelegenheit, ihr tägliches Leiden einem israelischen Publikum zu Gehör zu bringen. Sie hatten die Chance, den Israelis als Gleiche zu begegnen.

Eine interessante Begegnung in der Gruppe war das Aufeinandertreffen von Mai, einer palästinensischen Teilnehmerin aus Jenin, und Itamar, einem Israeli, der als Soldat in Jenin eingesetzt gewesen war. Mai berichtete von

ihren schlimmen Erfahrungen bei einem Militäreinsatz in ihrer Stadt, als Soldaten in ihr Haus kamen. Itamar trug seine harten Erfahrungen bei dem Armee-Einsatz in der Stadt bei, an dem er teilgenommen hatte. Ihre Geschichten trafen sich in einer Weise, dass die Erzählungen der Palästinenserin von der Besatzung und dem Verhalten der Soldaten in Jenin auch in den Augen derjenigen Israelis als glaubwürdig erschienen, die vorher gelegentlich diese Erfahrungen als marginale Begebenheiten zurückgewiesen hatten. Diese spiegelten nicht den Alltag und das Verhalten der Mehrheit der Soldaten wider. Es war auch sehr bedeutsam für die Palästinenser, auf einen „Soldaten“ zu treffen und von ihm zu hören, dass er ihre Geschichten bestätigt und ihre schlimmen Erfahrungen und ihr Leiden anerkennt.

Zwischen den Workshops, an den Abenden und freien Tagen, ging der Prozess weiter, was bedeutet, dass die Teilnehmer in guter Atmosphäre redeten und kommunizierten. Ein gutes Beispiel in diesem Zusammenhang ist eine der israelischen Frauen, die in einer Geheimdienst Einheit der Armee gedient hatte. Sie kam zum Seminar mit einer festen Meinung über die palästinensische Gesellschaft. Während der Workshops hörte sie genau zu, was die Leute sagten, aber ihre Vorstellungen, die auf ihren Erfahrungen in der Armee beruhten, wurden nicht erschüttert. Sie blieb misstrauisch gegenüber den Berichten der anderen Seite. Aber durch die Ausflüge, die Partys und das zwanglose Miteinander spürte sie Gefühle von Sympathie und Freundschaft. Sie fand Freunde und gelangte zu einer anderen Art von Verständnis.

Nachtrag: Zwei Monate nach dem Seminar erschienen 18 israelische TeilnehmerInnen zu einem Treffen in Tel Aviv. Die beiden, die nicht kommen konnten, bedauerten das sehr. Bei diesem Treffen und in e-mails fragten sie, wie sie über die Themen, die auf dem Seminar besprochen wurden, weiter nachdenken und handeln könnten. Alle betonten, sie spürten eine Kluft zwischen sich und ihrer Umgebung, seit sie zurückgekommen seien. Sie fühlten sich zu mehr Aktivität ermuntert: „Ich habe jetzt den Willen und die Kraft, mich künftig mehr zu engagieren.“ Einige waren bereits in Ramallah gewesen, was für israelische Staatsbürger verboten ist, um die palästinensischen Freundinnen zu besuchen, andere hatten palästinensischen Bauern bei der Ernte geholfen, einige wollten versuchen, sich irgendwie zur Hochzeit einer palästinensischen Teilnehmerin durchzuschlagen.

Die dritte israelisch-palästinensische Begegnung

Berichte von Mohammed, Oraib und Shadi

Übersetzung: Ahmed Albaba; Zusammenfassung: Helga Dieter

Die Begegnung der palästinensischen und israelischen Jugendlichen fand unter Umständen statt, in denen die von der israelischen Besatzung verhängten Einschränkungen den Palästinensern gegenüber immer härter wurden. Dies lässt die Feindschaft, den Hass, die Morde und Zerstörung bei den beiden Völkern zunehmen. Doch trotz dieser Umstände entschieden sich 60 Jugendliche aus den beiden Nationen für diese Begegnung. 27 Palästinenser aus der Westbank, 27 jüdische Israelis, drei Palästinenser aus Jerusalem und drei Palästinenser aus Israel. Sie wollten sich ernsthaft mit Lösungen und Kompromissen zwischen den beiden Völkern auseinandersetzen und Brücken des Vertrauens bauen.

Drei Gruppen wurden nach dem Zufallsprinzip mit je 10 TeilnehmerInnen, einem Teamer von jeder Seite und einem Übersetzer eingeteilt und blieben so für zwei Wochen zusammen.

Obwohl alle wussten, dass das amerikanische Film-Team von Hava Beller das Seminar dokumentieren wollte, war es dann schwierig, TeilnehmerInnen zu finden, die damit einverstanden waren, die ganze Zeit gefilmt zu werden. Für die meisten Israelis war das kein Problem, aber für die Palästinenser war diese Idee nur schwer zu akzeptieren. Sie befürchteten, dass dadurch in der palästinensischen Öffentlichkeit bekannt werden könnte, dass sie sich mit Juden getroffen haben, was dort viele für ein schweres Vergehen halten. Doch dann fanden sich genug mutige Palästinenser für eine „Kamera-Gruppe“.

Das deutsche Team hatte einen Tag für das „Warming-up“ vorbereitet, bei dem auf spielerische Weise das Eis gebrochen werden sollte. Doch die palästinensischen TeilnehmerInnen waren davon zunächst nicht begeistert. Sie standen unter Druck und wollten die israelische Gruppe gleich über die Strapazen und Schikanen, die sie auf der Fahrt erleben mussten, informieren. Besonders in der Kamera-Gruppe wurde gesagt: „Wir sind nicht zum Spielen gekommen, sondern um den Israelis deutlich zu machen, wie es uns

Tag für Tag ergeht.“ Doch dann lösten sich die Spannungen, und alle hatten viel Spaß bei den verschiedenen Angeboten zur Lockerung und zum Kennenlernen.

In der „Kamera-Gruppe“ befürchteten die Betreuer anfangs, dass die Gegenwart des Filmteams die TeilnehmerInnen stumm machen könnte. Aber schon am zweiten Tag hatten diese sich daran gewöhnt. Allerdings kann die Filmdokumentation einen gegenteiligen Effekt auf beide Seiten ausgeübt haben, dass sich nämlich die israelische Gruppe die ganze Zeit sehr friedvoll verhielt, und die palästinensischen Teilnehmer sich scheuten, Kompromissen zuzustimmen, selbst wenn sie persönlich dazu bereit gewesen wären.

Der Dialogprozess begann mit persönlichem Austausch, danach wurden kulturelle Besonderheiten vorgestellt, erst dann wurden die Wurzeln des Konflikts aus der jeweiligen Sichtweise thematisiert und versucht, die nationale Identität auf beiden Seiten zu definieren. Zum Schluss gab es „Friedensverhandlungen“ mit dem Ziel, gerechte Lösungsansätze zu erreichen, welche sowohl das Recht beider Parteien auf einen eigenen Staat sowie auf ein friedliches und sicheres Leben als auch eine warmherzige und stabile Nachbarschaftsbeziehung garantieren könnten. Die Ergebnisse stellten die gewählten Repräsentanten auf einer öffentlichen Pressekonferenz vor.

Harte Kontroversen gab es bei der Frage der Grenzen, dem Status von Jerusalem und der Rückkehr der Flüchtlinge. Im Hintergrund stand für beide Seiten immer die Anerkennung durch die Anderen und die konkrete Frage: „Erkennst Du unser Existenzrecht in diesem Land an?“ Die Beantwortung dieser von der israelischen Gruppe oft wiederholten Frage wurde von der palästinensischen Seite an die Bedingung geknüpft: „Zuerst müsst Ihr zugeben, dass Euer Staat die Ursache für das Leid des palästinensischen Volkes ist. Dafür müsst Ihr Euch entschuldigen und die Besatzung beenden.“

Die israelische Seite konnte ihre Gedanken leicht ausdrücken. Sie sind in der überlegenen Position. Manchmal wollten sie die Schilderungen der Palästinenser nicht hören und deren Erfahrungen nicht glauben, weil sie in ihren Medien andere Bilder sehen. Die Palästinenser wollen nicht, dass die

Israelis sehen, wie schwach sie sind. Am besten gelingt ihnen das, wenn sie sich einig sind in ihren Ideen. Dann fühlen sie sich stark. Sie bemühen sich, als gleichwertig zu erscheinen.

Manche der israelischen Jugendlichen halten sich für links orientiert, doch wenn der Dialog beginnt hart zu werden, beobachten wir, wie sie sich selbst darüber ärgern, wie sehr sie doch von der herrschenden Meinung geprägt sind und ihnen dies beim ersten Treffen mit Palästinensern bewusst wird. Die Möglichkeit, der israelischen Seite die ganze Bürde der Unterdrückung und die durch die Besatzung verursachten Leiden darzustellen, gibt es nur bei diesen Seminaren, zu Hause ist das unmöglich.

Diese Treffen zwischen den verschiedenen Identitäten geben beiden Seiten die Chance, Neues über kulturelle Unterschiede zu lernen und die Besonderheiten der anderen Seite in Erwägung zu ziehen und damit umzugehen.

Beide Seiten durchlebten einen Prozess, der mit Ärger, Frustration und Bitterkeit begann. Er führte durch Hochs und Tiefs und wandelte sich in einen Lernprozess durch Zuhören, Überdenken der neuen Informationen und Verstehen des Fremden. Am Ende gewannen die TeilnehmerInnen in vielen Punkten Erkenntnis durch Erfahrung. Das wurde ganz deutlich, als sie nach Hause zurückkamen und gleich daran arbeiteten, sich in einem Fortsetzungsprogramm wiederzutreffen.

Unser Dank gilt den Mitgliedern des deutschen Teams, die immer präsent waren. Sie haben auch unsere Anregungen der letzten Jahre aufgenommen, sie hielten alles bereit, was wir brauchten und zeigten Engagement und Unterstützung. Vor allem aber boten sie uns einen Ort, an dem wir uns sicher fühlen konnten. Das war das Wichtigste für die palästinensischen TeilnehmerInnen: Ohne Angst das Gefühl von Sicherheit und Freiheit zu schnuppern!

Henriette Rodriguez

Shiatsu – Beruhigende Massagen bei einer aufregenden Freizeit

„Ferien vom Krieg“ – davon hatte ich schon mal gehört. Ohne konkrete Ahnung, was mich erwartete, fuhr ich zum Seminar. Für unsere Shiatsu-Behandlungen wurde uns die Kapelle der Jugendakademie zur Verfügung gestellt. Ein ruhiger Raum mit viel Licht. Am ersten Tag während der „Warming-Up-Aktivitäten“ stellten Gabriele Violet und ich unsere Shiatsu-Massagen vor. Gabriele gab die theoretische Einführung, und ich machte zusammen mit der Gruppe Meridian-Dehnübungen. Diese theoretische und praktische Einführung in unsere Arbeit war so gut angekommen, dass wir gleich am nächsten Morgen mit den Behandlungen beginnen konnten. Obwohl die meisten äußerlich relaxed erschienen, waren sie doch innerlich sehr angespannt und voller Schmerzen. Diese zeigten sich hauptsächlich im mittleren Rücken und in den Knien. Sobald ich sie dort berührte, zuckten sie schon zusammen, obwohl die Berührungen sehr vorsichtig und sanft waren. Für mich bedeutete dies folgendes: Im Shiatsu berühre ich den Menschen. Achtsam auf diese gequälten und gepeinigten Menschen zu sein, so wie sie sind, diesen großen Schmerz (auf welcher Ebene auch immer) aushalten zu können. Das war es, was ihnen so gut tat. Das Mitgefühl, die Anerkennung dessen, was sie sind, was sie fühlen, ihre Wünsche, Träume, ohne sich rechtfertigen zu müssen. Das war es, was ihnen Frieden brachte – Shiatsu eben – das ist mir hier in all seiner Bedeutung sehr klar geworden. Ohne Ausnahme konnten sie das wohltuende Shiatsu genießen: Der Ex-Soldat, der in friedvoller Stimmung meine Matte verlässt. Die Frau, die mit weniger Schmerzen geht. Das Mädchen, das düster in die Welt schaute und mich dann doch mit einem Lächeln beschenkte. Der schüchterne Junge, der mich strahlend in den Arm nimmt. Der Gruppenleiter, der mir sagt, dass die, die vom Shiatsu kommen, Frieden in die Gruppe bringen. Auch habe ich ein Grundmuster entdecken können. Obwohl vordergründig die Starre im Rücken, die sich bei vielen gezeigt hat, bei Palästinensern und Israelis gleich schien, so hatte ich bei den Palästinensern das Gefühl, dass ich den Aspekt Bewegungen unterstützen muss – bei den Israelis eher das Gefühl des Loslassens. Interpretationen überlasse ich anderen.

„Friedensverhandlungen“ bei den Gruppen aus Israel und Palästina

Bericht von Helga Dieter

Gegen Ende der Seminare werden „Friedensverhandlungen“ zwischen den Konfliktparteien simuliert. Diese Methode wurde in der „Peace School“ im einzigen arabisch-jüdischen Dorf in Israel, „Neve Shalom – Wahat al Salam“, entwickelt. Dort gibt es auch Trainingsprogramme für Friedenspädagogen und Mediatoren. Viele unserer Mitarbeiter (facilitator) aus Israel und Palästina haben sich dort in Kursen qualifiziert und arbeiten nach diesen Methoden. Bei den simulierten Friedensverhandlungen schlüpfen die Teilnehmenden in die Rollen von bestimmten Politikern, um etwa die „Camp-David-Verhandlungen“ (2000) nachzuspielen und ggf. weiterzuführen.

Diese Planspiele wurden bei unseren Freizeiten methodisch und inhaltlich modifiziert, denn die Fixierung an politische Führer bzw. Institutionen bleibt in deren Zwängen verhaftet und knüpft nicht an den gerade durchlebten Gruppenprozessen an. Die Aufgabenstellung wurde deshalb offener, aber auch komplexer formuliert: „Welche Kompromisse sollte Eure Regierung eingehen, und welche Opfer wärest Du persönlich bereit, für einen Friedensschluss zu bringen?“

Diese doppelte Sichtweise führt manchmal in ein moralisches Dilemma, wenn die Konsequenz eines offiziellen Zugeständnisses die Einschränkung des persönlichen Lebensstils bedeuten würde oder umgekehrt die Bereitschaft zu persönlichen Opfern zwingend für eine friedliche Zukunft erscheint, aber schon in der Familie nicht durchsetzbar wäre, geschweige denn in der Gesellschaft mehrheitsfähig wäre.

Bei allen offiziellen Verhandlungen wurden bisher die brisanten Streitfragen ausgeblendet bzw. die Lösung um Jahre vertagt. Das implizierte bereits ihr Scheitern. Deshalb stellten die Jugendlichen in allen Gruppen schon seit 2002 die „Knackpunkte“ (Grenzverlauf, Status von Jerusalem und die Rückkehr der Flüchtlinge) in den Mittelpunkt ihrer Verhandlungen.

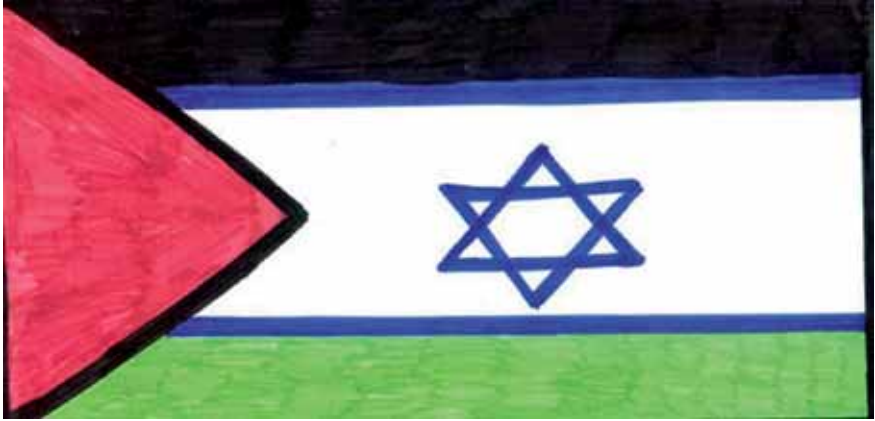
Gegen Ende des Prozesses wird in jeder Kleingruppe versucht, Ergebnisse festzuhalten, und von jeder Seite wird ein/e Sprecher/in bestimmt. Die

Delegierten der israelischen und der palästinensischen Seite wählen dann jeweils einen „Präsidenten“. Es kann zwischen allen Delegierten verhandelt werden, oder die nationalen VertreterInnen beraten zwischendurch getrennt usw. Ich will versuchen, diese „Verhandlungen“ zu beschreiben, und darstellen, inwiefern sie im Laufe der Jahre schwieriger geworden sind.

Im Sommer 2002, also nach Beginn der Zweiten Intifada, als in fast allen Städten der Westbank Ausgangssperre herrschte, die Schulen wochenlang geschlossen waren und Bombenanschläge Israel erschütterten, sagten alle 100 TeilnehmerInnen: „Schlimmer kann es nicht werden!“ Dennoch waren sie sich bei den „Friedensverhandlungen“ am Ende des Dialogprozesses bei zwei der drei „Knackpunkte“ schnell einig: Die Besatzung müsse beendet und die Siedlungen geräumt werden. Die „Grüne Grenze“ von 1967 solle die beiden unabhängigen Staaten Israel und Palästina trennen, aber durchlässig sein. Jerusalem sei immer multikulturell gewesen und solle es auch bleiben. Am besten sei dort für eine Übergangsphase eine internationale Verwaltung.

Bei der Frage zum Recht der Flüchtlinge auf Rückkehr wurde es schwieriger. Die Auffassung der meisten Israeli lautete: „Sicher war es unrecht, dass Eure Vorfahren vertrieben wurden, aber das lässt sich nicht rückgängig machen. Sie sollten eine Entschädigung erhalten. Aber dass alle zurückkommen, das ist unmöglich.“ Ein junger Mann aus Palästina meinte zusammenfassend: „Als ich kam, war mir vor allem wichtig, die Israelis davon zu überzeugen, dass alle unsere Flüchtlinge dorthin zurückkehren müssen, wo sie ursprünglich herkommen – nach Palästina sowieso, aber auch nach Israel. In den letzten Tagen habe ich eingesehen, dass das nicht so einfach möglich sein wird. Ich habe die Ängste der Israeli davor verstanden. Ich weiß jetzt, dass auch wir Kompromisse schließen müssen. Es ist sehr hart für uns, aber jetzt habe ich erfahren, dass es auch für die Israeli hart ist.“

Als ich ein halbes Jahr später in Jerusalem war, konnte ich diese Gruppe in einem Kloster in Jerusalem wiedersehen. Manchen TeilnehmerInnen aus der Westbank war es unter großen Schwierigkeiten gelungen, sich zu dem Treffen durchzuschlagen. Dort erzählten nun Arbeitsgruppen, wie die Mitglieder beider Seiten sich zwischenzeitlich zu bestimmten Themen über



Fahnenkreation bei „Friedensverhandlungen“

e-mails und Handys verständigt hatten. Zu meinem Erstaunen hatte sich eine Arbeitsgruppe damit befasst, wie die israelischen Siedlungen – nach ihrer Räumung infolge eines Friedensschlusses – im neuen Staat Palästina für die Bedürfnisse der zurückkehrenden Flüchtlinge umgebaut werden könnten. Es gab Zeichnungen zur Nutzung der Einfamilienhäuser durch Großfamilien, wo dann statt 200.000 Siedlern 500.000 Flüchtlinge leben könnten; die Umgestaltung der Ziergärten in Nutzgärten, die Tauglichkeit von Swimmingpools zur Bewässerung usw. Diese Pläne stießen durchaus auch auf Kritik: „Warum sollen die Lebensbedingungen der Flüchtlinge beengter sein als die der Siedler?“ Ich war damals überrascht. „Warum plant ihr den dritten Schritt vor dem ersten?“ drückte ich mein Unverständnis aus. Heute sehe ich das anders. Sie hatten sich kühn aus dem institutionellen Korsett des Planspiels „Friedensverhandlungen“ befreit und haben sich – durchaus realpolitisch – an den möglichen Bedürfnissen der Menschen orientiert – wie richtig oder falsch diese „Lösungsvorschläge“ im Einzelnen auch gewesen sein mögen.

In einer anderen Gruppe mit jüngeren TeilnehmerInnen führten die „Verhandlungen“ im Sommer 2002 zu einem bisher einmaligen Ergebnis. Die Jugendlichen waren einige Tage zuvor zusammen im Vergnügungspark „Phantasialand“ bei Brühl gewesen. Bei den „Verhandlungen“ fragten sie sich: „Warum wollen wir als Ziel des Friedensprozesses eigentlich zwei koexistierende Staaten? Wir können hier in Deutschland ohne große Probleme unter einem Dach leben, warum sollte das nicht in einem gemeinsamen Land möglich sein?“ Sie montierten aus der israelischen und aus der palästinensischen Flagge eine neue Fahne für einen gemeinsamen, friedlichen, utopischen Staat. Der Name war zunächst umstritten: IsPal oder PalIs? Dann einigten sich die Jugendlichen darauf: „Phantasialand“ sollte das neue demokratische Gemeinwesen heißen.

Schon bei der nächsten Gruppe und in den folgenden Jahren wurde die Fahne von den meisten TeilnehmerInnen beider Seiten als Provokation empfunden. Nur bei den „Young Anarchists against the wall“ und einigen TeilnehmerInnen der Initiative „Breaking Barriers“ stößt die Vorstellung vom gemeinsamen „Phantasialand“ auf Begeisterung.

Auch in den folgenden Jahren schlossen die meisten Seminare mit simulierten Friedensverhandlungen ab. Auf Seiten der israelischen Gruppen bestand am Ende meist der Konsens, dass ein beständiger Frieden nur in den Grenzen von 1967 und mit der Räumung aller Siedlungen möglich sei. Das war in Einzelfällen ein Zugeständnis mit hohen persönlichen Kosten. Einer jungen Frau wurde erst in Deutschland klar, dass sie in einem „settlement“ aufgewachsen war. Sie war so erschüttert, ihre glückliche Kindheit auf geraubtem Land erlebt zu haben, dass sie bald darauf ins Ausland ging. Ein junger Reservesoldat rang sich in einem Interview mit gedrückter Stimme dazu durch, dass er das Haus der Familie in einer Siedlung gerne aufgeben würde, wenn das dem Friedensprozess diene. Die Eltern dachten darüber offenbar anders und grenzten ihn künftig von Familienfeiern aus.

Die für 2007 geplante Nahost-Friedenskonferenz (Annapolis), deren Termin und Ort während unserer Seminare im Sommer noch nicht bekannt waren, war Anlass, die „Friedensverhandlungen von unten“ stärker zu akzentuieren.

Pressekonferenz bei der dritten Begegnung in Walberberg

nach Protokollen von Rüdiger Pusch, Khalil Toama, Angelika Vetter

Zusammenfassung: Helga Dieter

Das Komitee hatte während der dritten Begegnung im August 2007 zu einer Pressekonferenz in die Jugendakademie Walberberg eingeladen. In diesem Rahmen stellten die TeilnehmerInnen aus ihren Rollen heraus, die sie bei den „Friedensverhandlungen“ im Seminar eingenommen hatten, Aspekte und Ergebnisse ihrer dabei gemachten Erfahrungen öffentlich vor. In der folgenden Darstellung sind jeweils die Rollen der TeilnehmerInnen angegeben. Auch wurden einige Detaillierungen aus dem Verhandlungsprotokoll des zweiten Seminars in Wiesbaden eingearbeitet.

Der Einladung waren sieben VertreterInnen der Presse gefolgt. Einige der Artikel stehen auf unserer Website (www.ferien-vom-krieg.de).

Die „Delegierten“ hatten sich spontan – im Gegensatz zu offiziellen Verhandlungen – nicht getrennt an den Konferenztisch gesetzt, was für die Journalisten die Einordnung erschwerte. Die „Präsidenten“ und einige „Delegierte“ der „Verhandlungsdelegationen“ baten darum, in der Muttersprache reden zu dürfen. Khalil Toama übersetzte simultan.

Palästinensischer Präsident:

Uns gelang es, den Israelis unsere Positionen darzustellen. Wir haben die israelische Seite auch in vielen Punkten verstanden. Viele Israelis hatten überhaupt keine Ahnung, wie die Palästinenser in den besetzten Gebieten leben. Einer der schwierigen Punkte war: Wer hat mehr Rechte auf das Land: Die Juden oder die Palästinenser? Da sagten die Palästinenser: Lasst uns erst über 1967 reden, dann können wir einige tausend Jahre zurückgehen. Zuerst sollten wir die Probleme seit dem 6-Tage-Krieg lösen. Die israelische Seite sagte, dass sie wissen, dass sie Palästina besetzt haben und auch die Verantwortung für die palästinensischen Flüchtlinge tragen.

Israelischer Präsident:

Ich möchte betonen, dass es für uns Israelis eine ganz außergewöhnliche

Chance ist, hier Palästinenser zu treffen. Selbst während meiner Militärzeit, ich war drei Jahre Soldat, hatte ich keine Gelegenheit mit ihnen zu sprechen. Das ist hier meine erste reale Chance. Es gibt ein Sprichwort: „Wissen ist Stärke“, aber je mehr ich hier erfahre, umso schwächer fühle ich mich. Schwach in dem Sinne, dass ich mich entschlossen habe, wenn ich zurück nach Hause komme, dann habe ich eine Menge Arbeit – als Bürger, nicht als Präsident oder Politiker. Wir haben auf beiden Seiten erkannt, dass – wenn jede Seite denkt, sie hat die Wahrheit zu 100% gepachtet – auf diesem Boden keine Blumen wachsen können. Dann wird es keinen Frieden geben, deshalb müssen wir Kompromisse finden.

Israelische Delegierte:

Wir haben die Arbeit begonnen mit sehr extremistischen, radikalen Positionen auf beiden Seiten. Einige Israelis wollten den Palästinensern überhaupt nichts zugestehen und sagten: „Das ganze Land gehört uns!“ Genauso bei den Palästinensern: „Wieso sollten wir den Juden unser Land geben? Palästina reicht vom Fluss Jordan bis zum Mittelmeer.“ Erst nach langer, schwerer Arbeit gab es Kompromisse und Übereinstimmungen.

Frage Journalistin:

Gab es da wirklich so harte Positionen am Anfang? Ich vermute, dass Leute, die zu so einem Programm kommen, schon von Anfang an ziemlich offen zum Gespräch sind.

Palästinensischer Delegierter:

Doch, die gab es! Ich denke, dass Leute mit radikalen Ideen schon bald in den uni-nationalen Sitzungen bemerken, dass man in einem Konflikt nicht zu 100% bekommen kann, was man will. Wenn sie weiter an der Begegnung teilnehmen wollen, müssen sie zu Kompromissen bereit sein. Es wächst die Bereitschaft, die Meinung zu ändern.

Palästinensischer Delegierter:

Ich berichte aus der Gruppe, die über die Grenzen verhandelte. Es bestand im Prinzip Einigkeit, dass die Grenze zwischen den zwei souveränen Staaten internationalem Recht entsprechen muss, also der „Grünen Linie“ von 1967 folgt. Wenn Israel seine Grenze durch eine Mauer schützen will, so muss diese auf seinem Staatsgebiet verlaufen. Alle Siedlungen

müssen innerhalb von fünf Jahren geräumt werden. Die Juden haben das Recht, ihre heiligen Stätten zu besuchen. Die palästinensische Polizei garantiert dieses Recht.

Israelischer Delegierter:

Wir stimmten bei der Räumung der Siedlungen überein – bis auf einige. Auf Gewalt muss verzichtet werden. Internationale Truppen (UNIFIL o.ä.) sollen den Rückzug bewachen. Soweit möglich, werden dort Flüchtlinge angesiedelt. Das Problem sind die Siedlungen Mali Amin und Ariel, das sind große Siedlungen. Wir hatten keine Zeit, dafür eine Lösung auszuarbeiten. Aber da ist vielleicht ein Landtausch möglich.

Wir stimmten überein, dass die Westbank und Gaza zu Palästina gehören und ein Korridor zwischen beiden Teilen der Hoheit Palästinas unterstehen muss, aber das Land rechts und links von dieser Straße gehört weiter zu Israel, so wie vor der Wiedervereinigung die Verbindung von Westdeutschland nach Berlin. Es gab Meinungsverschiedenheiten, ob die Verbindung eine Straße sein soll oder ein Tunnel.

Palästinensischer Delegierter:

Über die Teilung aller Ressourcen wie Wasser soll im Verhältnis zu den Einwohnerzahlen eine Vereinbarung getroffen werden.

Israelischer Delegierter:

Alle waren sich einig, dass die Gefangenen ausschließlich nach internationalem Recht behandelt werden dürfen. Sie sollen vor ein internationales Gericht, bestehend aus Palästinensern, Israelis und Unabhängigen, gestellt werden. Dieses Gericht entscheidet über Schuld oder Unschuld der Gefangenen.

Israelischer Delegierter:

Ich war in der Gruppe, die über den Status von Jerusalem verhandelte. Wir stimmten überein, dass jeder Stadtbezirk seine eigene Autorität haben soll. Die Juden haben ihre Verwaltung in ihrem Gebiet und die Palästinenser in ihrem. Wir Israelis stimmten darin überein, dass in den Grenzen von '67 Jerusalem zwei Hauptstädte für zwei Staaten bilden kann, aber die Palästinenser wollten uns in die Zeit vor '48 drängen, was heißt, dass ganz

Jerusalem in Palästinas Grenzen und Verwaltung läge. Sie wollten den Israelis die Erlaubnis zugestehen, dass sie jederzeit an ihre heiligen Stätten können. Darüber gab es natürlich keine Übereinstimmung.

Palästinensischer Delegierte:

In der Gruppe kamen alle Themen hoch: Unabhängigkeit, Land, Häuser und Steine – natürlich auch die Religion. Wir als Palästinenser sind uns sicher, dass Jerusalem unsere religiöse und politische Hauptstadt sein muss. Auch die Israelis denken, dass Jerusalem ihr religiöses Zentrum ist. Wir Palästinenser stimmten darin überein, dass – wenn Jerusalem die Hauptstadt Palästinas ist – niemand die Juden daran hindern soll, zu ihren heiligen Plätzen zum Beten zu kommen. Aber die Stadt steht unter palästinensischer Souveränität.

Palästinensischer Delegierter:

Ich möchte noch einmal betonen, dass Jerusalem ein besonderer Platz für alle von uns ist. Für uns als Palästinenser ist Jerusalem nicht nur wegen der Religion so bedeutend, sondern mehr noch durch die Geschichte, dort liegen historisch unsere Wurzeln. Wir können uns aber vorstellen, dass die Altstadt für eine Übergangszeit unter internationaler Verwaltung steht.

Israelische Delegierte:

Ich war in der Gruppe, die mit den Flüchtlingsproblemen beschäftigt war. Man konnte anfangs auf beiden Seiten ganz klar starre Haltungen sehen: Die Israelis wollten überhaupt nicht, dass irgendein Flüchtling in ihr Staatsgebiet zurückkommen dürfe. Die Palästinenser bestanden darauf, dass alle Flüchtlinge in ihre Häuser oder auf ihr angestammtes Land zurück können. Beide Seiten verstanden allmählich, dass es keinen anderen Weg gibt als einen Kompromiss. Die Lösung muss irgendwo dazwischen liegen. Wenn z.B. jetzt ein israelischer Ort auf ihrem angestammten Land gebaut ist, so müssen die ehemaligen Bewohner anderes Land dafür erhalten. Außerdem wollen viele Flüchtlinge nicht zurück. Wir haben keine vollständige Übereinstimmung gefunden, aber wir haben uns ernsthaft bemüht und waren auf dem Weg dazu.

Palästinensischer Delegierter:

Das Problem der Flüchtlinge war ein sehr empfindliches Thema. Ein

wichtiger Punkt war für uns, dass die israelische Seite die Verantwortung für 1948 übernommen hat und damit für das Flüchtlingsproblem. Sie haben sich offiziell entschuldigt für das Leiden der Palästinenser in den letzten 59 Jahren.

Wir haben vorgeschlagen, dass die Palästinenser drei Optionen haben sollen, unter denen sie für sich selbst entscheiden, wo sie leben wollen:

1. Die Flüchtlinge haben das Recht zur Rückkehr an den Ort, aus dem sie kommen, wie es in der UN-Resolution entschieden wurde. Über die Zahl entscheidet der unter 3. genannte Schlüssel.

2. Die Flüchtlinge, die nicht zurückkommen wollen, weil sie im Ausland leben, sollen vom Staat Israel eine Kompensation für ihr Eigentum erhalten.

3. Die Flüchtlinge, die in ein Land ihrer Wahl gehen wollen, haben das Recht auf doppelte Staatsbürgerschaft. Voraussetzung dazu ist, dass international alle Länder helfen, das Flüchtlingsproblem zu lösen. Sie müssen nach einem Schlüssel, den ein internationales Komitee der UN bestimmt, Flüchtlinge aufnehmen. Dabei wird Israel behandelt wie alle anderen Länder. Manche der Israelis waren prinzipiell dagegen, dass die UN über die Zahl der Rückkehrer entscheiden könne, das sei allein das Recht des israelischen Staates. Einige wollten die Rückkehr von Flüchtlingen nach Israel ganz ausschließen, weil jetzt schon 20% der Staatsbürger Israels Araber seien. Sie rechneten also die Zahl der angestammten Einwohner des Gebietes gegen die Rückkehr der Flüchtlinge auf, was wir Palästinenser natürlich nicht akzeptieren konnten. Andere wollten sich nicht festlegen und meinten: Wenn wir Frieden haben, können wir über die Zahl der Palästinenser sprechen, die ins Staatsgebiet von Israel zurück können.

Israelische Delegierte:

Unsere Gruppe diskutierte zunächst die Notwendigkeit von zwei unabhängigen Staaten mit Grenzen. Aber nach einiger Zeit fragten wir uns, warum nicht mit der möglichen Zukunftsperspektive einer Kooperation oder Föderation?

Israelischer Delegierter:

Ich kam hierher, nicht um einen Kompromiss zu finden, sondern um zu

erleben, dass Juden und Palästinenser auf einem Gebiet zusammen leben können. Das war meine wichtigste Erfahrung.

Palästinensischer Delegierter:

Wir haben hier zwei Wochen lang gelebt. Nun stellen wir die Ergebnisse vor, Lösungen des Konflikts. Aber das wichtige, einzigartige Ziel hier an diesem Ort sind die Gespräche, nicht die Lösungen, die haben wir bis zum letzten Tag aufgeschoben. Warum? Wir wollten uns kennenlernen, die jeweilige Sichtweise, die Alltagsumstände, die Geschichten im Hintergrund. Du kannst große Worte benutzen, mit großen Ideologien – und verstehst nichts. Aber was wir vorher hier getan haben, war wichtig: uns anzunähern, neugierig zu sein. „Warum bist Du mein Freund geworden?“ „Was ist unter Deiner Jacke und unter Deinen Worten?“ So haben wir angefangen – ohne uns auf Lösungen zu fixieren. Das war wichtig für mich.

Israelischer Delegierter:

Ich denke, es war für jeden von uns ein Gegensatz zu dem, was man im Fernsehen sieht oder was ich in meiner Zeit als Soldat gesehen habe. Es sind nicht nur zwei Nationen: Israel und Palästina, die sich gegenüber stehen, es sind Menschen. Menschen können sprechen, Nationen nicht. Das war sehr wichtig für jede Seite.

Journalistin:

Werdet Ihr Euch zu Hause wieder treffen? Wäre das möglich?

Palästinensischer Delegierter:

Den Wunsch, uns wiederzusehen, haben wir natürlich fast alle. Aber das ist schwierig, weil wir Palästinenser eine besondere Genehmigung brauchen, um nach Israel zu fahren. Wir würden die Israelis gerne einladen, aber die dürfen nicht kommen, das hat ihre Regierung verboten.

Israelische Delegierte:

Die israelische Gruppe hat entschieden, dass wir in Kontakt bleiben wollen, mehr als nur e-mails schreiben. Wir überlegen, wie wir uns unterstützen können. Einige wollen den palästinensischen Bauern, die wegen der Mauer oder der Siedler nicht mehr zu ihren Feldern kommen, beim Olivenpflücken helfen. Einige der Israeli wollen versuchen, nach Jenin zu fahren,



Die „Delegationen“ beider Seiten (Foto: Alexandra Klaus)

vielleicht ist es als Person einfacher und nicht so gefährlich wie in der Gruppe. Wir denken auch daran, bei den israelischen Behörden Besuchsgenehmigungen für ein Gruppentreffen zu beantragen und dazu eine Art Bürgschaft zu übernehmen. Wir wollen es versuchen. Wenn wir hören, dass etwas Schreckliches in Ramallah, Jenin oder an anderen Orten passiert, werden wir gleich anrufen und fragen: „Was ist los? Bist Du okay?“

Journalistin:

Ihr seid alle sehr jung, wie war das in Euren Familien? Haben sie Euch unterstützt oder gab es Einwände dagegen, dass Ihr hierher kommt, um mit „dem Feind“ zu sprechen?

Israelischer Delegierter:

In der Gruppe gibt es ein großes Altersspektrum – von 17 bis 28 Jahren. Ich bin bei den Ältesten. Als ich kommen wollte, sagten meine Freunde:

„Lass das, da gibt es niemanden zum Sprechen, das ist wie gegen eine Wand. Du kannst reden und reden – aber keiner wird zuhören!“ Hier habe ich von den Anderen gehört, dass es auf ihrer Seite ähnlich war. Ihnen wurde auch gesagt, dass sie gegen eine Wand reden würden, statt mit den Israelis. Jetzt bin ich sehr glücklich, dass ich doch gekommen bin, denn tatsächlich: Es gibt hier Personen, mit denen wir sprechen können! Wenn ich zurückkomme – und ich bin sicher, das ist bei den Palästinensern genauso –, werden wir wieder dasselbe hören.

Israelischer Delegierter:

Als meine Freunde und auch die Familie hörten, dass ich hierher fahren wollte, sagten sie, ich wäre verrückt, meschugge. Sie warnten mich: Wenn Du zurückkommst, wissen wir schon, was Du denken wirst. Wir werden Dir nicht mehr zuhören, Dich isolieren!

Israelischer Delegierter:

Meine Mutter ist ziemlich rechts, aber sie sagt immer: Menschen sind Menschen. Doch es hat ihr gar nicht gefallen, dass ich hierhin kommen wollte. Ich weiß aus der israelischen Delegation mindestens bei einer Teilnehmerin ganz sicher, dass sie ihrem Vater nicht ehrlich sagen konnte, wohin sie fährt – und sie ist schon 27 Jahre alt!

Israelischer Delegierter:

Was mich betrifft: Ich war in der Armee und habe um diese Zeit drei Monate Reservedienst zu leisten. Ich sollte in der Nähe von Bethlehem am Checkpoint wachen. Aber ich habe um Urlaub gebeten. Mein Vorgesetzter hat gefragt: „Warum kommst Du dieses Mal nicht?“ Ich habe ihm gleich gesagt: „Ich will Palästinenser treffen. Wir wollen miteinander sprechen. Das ist mir sehr wichtig.“ Ich hatte mich entschlossen, das vorher klipp und klar zu sagen. Ich denke, ich muss diesen Reservedienst auch weiter tun, jedes Jahr drei Monate, bis ich 40 bin. Aber ich will jetzt aufwachen und mit den Palästinensern sprechen. Ich will nicht warten, bis ich 40 bin, und dann mit dem Dialog beginnen. Das habe ich ihm gesagt. „Es ist sehr wichtig – jetzt! Ich fahre da auf alle Fälle hin!“ So sagte er: „Okay“.

Morgen fahre ich nun zurück. Ich werde den Kameraden keine Lösungen präsentieren, ich werde sagen: „Geht selbst hin und hört Euch das an,

dann entscheidet Euch! Überzeugt Euch, was wirklich läuft, nicht, was sie im Fernsehen erzählen. Dann werdet Ihr feststellen, die Lösung ist nicht so weit, sie ist möglich.“

* * *

Wir waren in den letzten Jahren skeptisch, ob die „simulierten Friedensverhandlungen“, wie sie methodisch bei „Neve Shalom – Wahat al Salam“ entwickelt wurden, unserem „Graswurzelsatz“ bei den Begegnungen entsprechen. Rüdiger Pusch bemerkte dazu in einer früheren Broschüre kritisch: „Es war beeindruckend, wie selbstverständlich die Jugendlichen mit dem Instrumentarium internationaler Konflikt diplomatie umgingen, dass sich die ‚Verhandlungsdelegationen‘ – wie die richtigen Diplomaten – in den Details demografischer Faktoren, Völkerrechtsfragen bei der Rückkehr der Flüchtlinge bzw. eines ‚Lastenausgleichs‘ bei den Entschädigungsleistungen verstrickten.“ Die Vorgaben der Rollen als Politiker zwingen in institutionelles Denken und Verhalten mit dem Ziel, vorzeigbare Ergebnisse zu produzieren – ohne dass der Prozessverlauf im Dialog-Seminar zum Tragen käme. Genau das haben die TeilnehmerInnen in dem oben zitierten Verhandlungsprotokoll erspürt. Sie sind nicht in die Fallen der Politik getappt, sondern beide Seiten äußerten sehr deutlich, dass Weg und Ziel in Einklang gebracht werden können.

Entgegen der aktuellen politischen Propaganda und ihren subtilen Widerspiegelungen in den Feuilletons ist hoffentlich klar geworden, dass es sich im Nahen Osten weder um einen Religionskrieg noch um den Kampf zweier Kulturen handelt. Die zentralen Konfliktpunkte bei den Auseinandersetzungen und „Friedensverhandlungen von unten“ durch die jungen Menschen waren nicht Ressentiments und Rassismen, sondern die Ängste und Entwürdigungen durch die gewaltsame Austragung des Konflikts und die konkrete Frage der Landverteilung, denn in dem Konflikt geht es primär um einen sehr harten Verteilungskampf, bei dem viele Interessen ausgeglichen werden müssen.

Seit den ersten Begegnungen im Sommer 2002 ist aber bei den „Friedensverhandlungen“ auch deutlich geworden, dass es immer schwieriger wird, Kompromisslinien zu finden. Israel hat in den letzten Jahren, als vordergründig schon von der Räumung der Siedlungen in einem Friedens-

prozess die Rede war, immer weiter auf fremdem Land gebaut und Menschen dort hingelockt. Gerade rund um Jerusalem sind noch nach den Oslo- oder Camp-David-Verhandlungen über 100.000 Menschen angesiedelt worden. Schon vorher hatte die Knesset ein Gesetz verabschiedet, wonach dieses Gebiet zu einem Teil Israels erklärt wird, obwohl es völkerrechtlich zu Palästina gehört. Die Menschen, die dort leben, haben davon oft keine Ahnung und kein Unrechtsbewusstsein. Sie aus ihrer „Heimat“ umzusiedeln, wird immer schwieriger. Das zeigt sich auch in den Seminaren. Vor ein paar Jahren stimmten fast alle Israeli der Räumung aller Siedlungen ohne Vorbehalte zu. Jetzt werden Einschränkungen gemacht, nach denen die großen „Settlements“ wie Ariel und Mali Amin (jeweils über 30.000 Einwohner) nicht geräumt werden sollen. Auch mit der gigantischen Sicherheitsanlage sind Fakten geschaffen worden, die kaum rückgängig zu machen sind – wie das Fällen von Tausenden von Olivenbäumen und die Asphaltierung von fruchtbarem Ackerland auf palästinensischem Boden.

Erstes Nachtreffen

Bericht von Mohammed / Übersetzung: Ahmed Albaba

Einige Teilnehmer, welche sich gegen Ende des Treffens in Deutschland enthusiastisch für einen nachhaltigen Kontakt eingesetzt hatten, blieben in Verbindung miteinander und trafen sich schon im September 2007 in einer kleinen Gruppe wieder. Sie wollten ein weiteres Treffen für die ganze Gruppe organisieren, jedoch wurden sie mit vielen Komplikationen konfrontiert: 1. einen sichern Ort zu finden, wo sich beide Parteien geschützt fühlen und zu dem man ohne Lebensgefahr kommen kann; 2. eine institutionelle Absicherung derjenigen Palästinenser, die dabei öffentlich in Erscheinung treten; 3. Strukturierung und Finanzierung dieser Begegnung.

Daher bat mich dieser aktive Kern der TeilnehmerInnen darum, die Verantwortung für die Vorbereitung dieses Treffens und für die Klärung institutioneller, sicherheits- und kostenbezogener Angelegenheiten zu übernehmen. So machte ich mich mit Unterstützung unseres Vereins Hewar (Dialog) an die Arbeit und beantragte beim „Komitee für Grundrechte und Demokratie“ eine Übernahme der Kosten dieses Folgetreffens. Der Verein Hewar nahm Kontakt mit den Sicherheitsbehörden und mit anderen Ämtern auf. Die

Betreuer erklärten freiwillig, das Konzept in die Tat umzusetzen, auch auf Kosten ihrer Zeit und Energie.

Am 19. Oktober kamen tatsächlich 25 Teilnehmer von beiden Seiten, drei Betreuer und vier weitere neue Teilnehmer (zwei Palästinenser und zwei Israeli) in dem gemieteten Gästehaus zusammen. Zunächst erzählten sich die Jugendlichen Neuigkeiten, die sich seit der Rückkehr aus Deutschland ereignet hatten. Auch gab es ein Gespräch über die Reaktionen ihrer jeweiligen Freunde und gesellschaftlichen Umgebung auf ihre Teilnahme an dem gemeinsamen Treffen in Deutschland. Schließlich richtete sich das Gespräch auf zukünftige Begegnungen und mögliche gemeinsame Aktionen. Die palästinensischen Teilnehmer schlugen vor, dass die israelischen sie zu den von der Besatzung verhängten Straßensperren begleiten sollten, um das alltägliche Elend der Palästinenser hautnah kennenzulernen. Die Israelis fanden die Idee gut und gaben diesbezüglich ihre Zusage.

Des Weiteren verabredeten beide Seiten, dass sie gemeinsame Hilfsaktionen auf der palästinensischen Seite planen, wie z.B. bei der Oliven-ernte. Ein anderer Vorschlag war, dass die Israelis den palästinensischen Kranken, die zu israelischen Krankenhäusern müssen, bei der Reise und Organisation behilflich sind. Eine weitere mögliche Aktion wäre, dass die Israelis den palästinensischen Familienangehörigen helfen, Briefe oder Geschenke für ihre Angehörigen in israelische Gefängnisse zu transportieren. Eine kleine Gruppe von beiden Seiten übernahm die Vorbereitung der geplanten gemeinsamen Aktionen.

Zweites Nachtreffen (*Bericht von Angelika Vetter*)

Als Begegnungsstätte diente das Gästehaus von Talitha Kumi, eine evangelische Schule, die zu den wenigen in Palästina gehört, die Mädchen und Jungen gleichberechtigtes Lernen ermöglicht, unabhängig von deren Religionszugehörigkeit. Die Teilnehmer aus Jenin und Nablus hatten sich schon einen Tag früher aufgemacht nach Beit Jala, wegen der zahlreichen checkpoints, die sie zu überwinden hatten.

So nach und nach kommen sie an, aus Nablus und Jenin, müde und erschöpft – gegen Abend sind es 20 Personen. Viele Neue sind dabei. Drei

ehemalige „Ferien vom Krieg“-Teilnehmer aus Bethlehem erwarteten sie. Sie fühlen sich verantwortlich. Der Abend wird lang: viel hat man sich zu erzählen. Woher kommst Du? Wer bist Du? Wie ist die Lage im Norden der Westbank? Tee und Kaffee wird gekocht; spannend wird der nächste Tag: wer wird kommen? Beim Frühstück am Freitagmorgen sind drei junge Frauen hinzugekommen. Die Gruppe aus Israel wird erwartet: sie kommt endlich an. Gespannte Aufmerksamkeit. Auch die israelische Gruppe hat FreundInnen mitgebracht, die im Sommer nicht in Deutschland gewesen sind. So gibt es eine neue Konstellation.

Nach dem Frühstück: Begrüßung durch die Koordinatoren. Hernach folgt eine Runde, in der sich die TeilnehmerInnen mit Namen und Herkunftsort vorstellen. Das Eis schmilzt schneller als erwartet, die TeilnehmerInnen sind begeistert, es wird gelacht, in die Hände geklatscht – die Stimmung lockert sich von Minute auf Minute: gegenseitiges Aufkleben von Namensschildchen – die ersten Berührungen sind aufregend, anregend, schüchtern, verhalten, rührend, überwältigend herzlich.

Dann wird die Schar in Kleingruppen aufgeteilt: 3-4 Personen, sehr persönliches Kennenlernen, später dann werden drei Gruppen gebildet, jeweils paritätisch besetzt von Israelis und PalästinenserInnen. In dieser ersten Diskussionsrunde sollen Gesprächsthemen von den TeilnehmerInnen vorgegeben werden: Sie einigen sich auf: Siedler/Siedlungen; Checkpoints; israelische Armee; Flüchtlinge; Lösungsmöglichkeiten des Konfliktes. Die zweite Gesprächsrunde handelt über Stereotype: der „Andere“, der als palästinensischer Terrorist gefürchtet wird; der „Andere“, der als israelischer Soldat an den checkpoints grausam ist, der mit der Armee einmarschiert, tötet.

Es geht wie in der ersten Runde heftig zu, Gefühle und Ängste kommen auf, werden geäußert, es fließen Tränen. In der Abschlussrunde wird ein Fazit gezogen: Das Treffen sei anregend gewesen, sei ein erster Schritt der Annäherung: Die Themen hätten nur angerissen werden können; um sie zu vertiefen, solle doch eine nächste Begegnung stattfinden. Von den 50 TeilnehmerInnen waren etwa die Hälfte „Neue“, die von ihren FreundInnen neugierig auf die „fremden Feinde“ gemacht worden sind und nun hoffen, im nächsten Sommer zu den „Ferien vom Krieg“ fahren zu können.

Komitee für Grundrechte und Demokratie

Das Komitee begreift als seine Hauptaufgaben, einerseits aktuelle Verletzungen von Menschenrechten kundzutun und sich für diejenigen einzusetzen, deren Rechte verletzt worden sind (z.B. sogenannte Demonstrationsdelikte, Justizwillkür, Diskriminierung, Berufsverbote, Ausländerfeindlichkeit, Totalverweigerung, Asyl- und Flüchtlingspolitik), andererseits aber auch Verletzungen aufzuspüren, die nicht unmittelbar zutage treten und in den gesellschaftlichen Strukturen und Entwicklungen angelegt sind (struktureller Begriff der Menschenrechte). Die Gefährdung der Grund- und Menschenrechte hat viele Dimensionen, vom Betrieb bis zur Polizei, vom „Atomstaat“ bis zur Friedensfrage, von der Umweltzerstörung bis zu den neuen Technologien (nicht zuletzt im Bereich der Bio- und Gentechnologie), von der Meinungsfreiheit bis zum Demonstrationsrecht, von Arbeitslosigkeit bis zur sozialen Deklassierung, von den zahlreichen „Minderheiten“ bis zur längst nicht verwirklichten Gleichberechtigung der Frau.

Vor allem praktische Hilfs- und Unterstützungsarbeit ist arbeits- und kostenaufwendig. Helfen Sie uns helfen! Spenden für die Komiteearbeit sind steuerlich absetzbar. Auf Anfrage senden wir gerne nähere Informationen zur Komiteearbeit, unsere Publikationsliste sowie Hinweise zur Möglichkeit der Fördermitgliedschaft zu.

Komitee für Grundrechte und Demokratie

Aquinostr. 7-11, 50670 Köln

email: info@grundrechtekomitee.de

web-Seite: <http://www.grundrechtekomitee.de>

Volksbank Odenwald, BLZ 508 635 13, Konto 8 024 618

In den letzten 14 Jahren konnten ca. 20.000 Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene aus den verfeindeten Gebieten des Balkans bzw. des Nahen Ostens gemeinsame Ferien verbringen. Viele dieser Begegnungen fanden mitten im Krieg statt (1994-1995 in Bosnien, 1999 im Kosovo, 2001 in Mazedonien, 2002-2007 in Israel/Palästina).

Bei über 20.000 TeilnehmerInnen aus Krisen- und Kriegsgebieten hat es bisher noch keine tätlichen Auseinandersetzungen gegeben, wohl aber viele anhaltende Kontakte, Freundschaften und gemeinsame Friedensaktivitäten über die Grenzen hinweg.

Nach friedenspädagogischen Konzepten können die Teilnehmenden in Arbeitsgruppen auch die Ursachen der jeweiligen Konfliktgeschichte, die psychischen Mechanismen von Ausgrenzung und Hass sowie die politischen und ökonomischen Interessen der Kriegsherren erarbeiten.

Die Aktion „Ferien vom Krieg“ versteht sich als beispielhafte friedenspolitische Praxis und nicht als Solidarisierung mit einer bestimmten Opfergruppe.

Das Projekt wird ausschließlich durch private Spenden und Sammlungen finanziert. Eine „Ferienpatenschaft“ beträgt € 130,-. Die Verwaltungskosten sind minimal, da das Team ehrenamtlich arbeitet.